

## König Lenz.

Von

Richard Leander.

Holzchnitt nach einer Original-Zeichnung von Paul Thumann.



**A**uf goldenem Throne geboren,  
Siegreich, ein gefeierter Held,  
Zieht ein aus offenen Thoren  
Der König Lenz in die Welt.

Es sprengen auf weißen Rossen  
Vorán Herolde drei;  
In schmetternde Hörner sie stoßen:  
Der Lenz kommt, tandaradei!

Dem Winter im Eispalaste,  
Dem reiten sie vor das Thor,  
Bang schlägt dem mürrischen Gaste  
Der fröhliche Schall aus Ohr:

„Schneekönig in einsamer Klausel,  
Verschlafener, frostiger Tropf,  
Hervor! hervor aus dem Hause,  
Es geht dir an Krágen und Kopsf!

Hervor, du grober, du kalter,  
Du windiger, schlimmer Kumpan;  
Du Sorgen- und Grillenverwalter,  
Dein letztes Stündlein hebt an!

Zu lange mit Spott und Schaden  
Hast du die Welt bedroht,  
Nun läßt der Lenz dich laden  
Zum Streit auf Leben und Tod.“

Da schnaubt aus kristallenem Hause  
Ingrimmig der Winter hervor,  
Bermummt in zottige Klause,  
Die Kappe tief überm Ohr.

Hoch hat er den rostigen Degen  
Zum Kampf emporgeschwéllt;  
Es reitet ihm freudig entgegen  
Der Lenz, der wonnige Held.

Doch als er ihn sieht, mit Lachen  
Im Sattel sich wiegt er und spricht:  
„Du willst zu fürchten uns machen?  
Du armer, betrüblicher Wicht!

Heran ihr Mädchen und Knaben,  
Mit Blumen und Kránzen heran,  
Und werfet mir in den Graben  
Den alten, griesgrämigen Mann!



Mit Beilschen und gelben Ranunkeln  
Bedeckt ihn ganz und gar;  
Da mag er liegen im Dunkeln  
Und schlafen bis übers Jahr.

Und liegt er und schläft er, so steigen  
Wir singend von Haus zu Haus,  
Und klopfen mit blühenden Zweigen  
Die säumigen Menschen heraus:

Frischauf, ihr Schläfer, ihr Träumer,  
Hellsennig lacht der März!  
Ihr argen Frühlingsversäumer,  
So öffnet doch Fenster und Herz!

Und zögert ihr, euch zu bequemen,  
So bläst, Herolde, zum Strauß!  
Ihr Knaben und Mädchen, wir nehmen  
Im Sturme dann Herz und Haus!"



## Der Haussegen.

Ein Bild aus dem Kinderleben.

Von

Isabella Braun.

Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen

von

J. Füllhaas.

### I.

Der langgezogenen, bläulichen Alpenfette gegenüber steht auf grünen Matten, abseits des Marktfledens und durch einen klaren, schilfumfäumten Forellenbach davon getrennt, ein stattliches Haus. Der wohlgepflegte, parkähnliche Garten, der große, von Glasscheiben und Vorhängen umschlossene Balkon, die mit Blumen und wilden Reben umrankte Veranda so wie die vollständige Sauberkeit des Hofraumes lassen deutlich erkennen, daß es kein bauerlicher Besitz, sondern eine Villa im Gebirgsstyle sei, eben diejenige mit dem Haussegen.

Wer kennt nicht die verschiedenen Arten dieses frommen Gebrauches? Bisweilen ist es ein am Giebel angebrachter Vers, dann wieder ein großes geschnitztes Kreuzifix in der Stubenecke, oder ein buntgemalter Bibelspruch in goldner Umrahmung. Die oben bezeichnete Villa hat jedoch eine andere, bewegliche Art, in jedem Raume abwechselnd waltend, und jetzt eben erscheint dieser Haussegen auf der Veranda.

Von einem erwachsenen Fräulein geschoben rollt ein Korbwagen durch die Hausthüre und darin sitzt aufrecht ein achtjähriges Mädchen mit klugen,

braunen Augen, vollen Wangen, rosigten Lippen, blühender Gesichtsfarbe: kurz gesagt, ein Bild der Gesundheit und des kindlichen Frohsinns.

Nun steht der Wagen. Die große Schwester läuft ab und zu, bringt dieses und jenes, bis eine reiche, eigene West sich um das Kind gestaltet hat. Es braucht nur die Hände nach rechts und nach links zu strecken, und in seinem Bereiche sind Bilderbücher, Puppen, bunte Wolle oder Bänder, Nadel, Faden, Scheere; es braucht nur die Augen aufzuschlagen, da hüpfst auch schon Sisi dicht an die Stäbe des Käfigs und pipst, da erhebt sich die weiße Kaze aus ihrer schläfrigen Ruhe und schleicht heran, da sitzt aufrecht mit erhobenen Pfötchen der kleine Rattenfänger Monkei.

Aber warum entsteigt das Kind nicht dem engen Raume und springt in den weiten hinaus, der ein noch schönerer Spielplatz ist? — warum läßt es sich von der Schwester bedienen und holt sich nicht selbst Alles aus Feld und Haus?

Ach, trotz des gesunden Aussehens fehlt der Kleinen doch etwas: die Füße sind beinahe gelähmt. Aber wir wollen nicht klagen. Wer weiß, ob sie ohne dieses Gebrechen der Haussegen geworden wäre! Bevor ich hiervon weiter erzähle, muß ich in



die Vergangenheit zurückgreifen und von den Eltern der beiden Mädchen berichten.

Sie besaßen einen ganzen Schatz von Glück: Schönheit, Jugend, Gesundheit, vornehme Geburt, hohe Amtsstellung, die Gattin ein hübsches eigenes Vermögen, und eben war dazu ihr erstes Kind gekommen, freilich ein Mädchen, und weil das alte Adelsgeschlecht auszusterben drohte, wurde ein Knabe als künftiger Stammhalter sehnlich erwartet. Doch man gab diesem Mädchen den Namen Gabriele, eingedenk der alten Sage, dann folge gewiß in Bälde ein Knabe darauf.

Mehrere Jahre ließ jedoch dieser Knabe auf sich warten, und als nun gar der Majoratsherr plötzlich starb und Gabriels Vater an dessen Statt die Familiengüter übernahm, steigerte sich natürlich das Verlangen nach diesem Stammhalter und der Jubel war unbeschreiblich groß, daß man ihn mit nächstem erwarten durfte.

Doch während der Zeit des Erwartens zogen plötzlich schwere Sorgenwolken über ihre Häupter. Die Majoratsgüter waren gänzlich verschuldet, Acker, Wiesen, Wälder in vernachlässigtem Zustande, die sämtlichen Gebäude total baufällig; von einer Woche zur anderen mehrten sich die übernommenen Verpflichtungen. Anstatt ein reicher Mann geworden zu sein, verarmte der Besitzer vielmehr, denn seinen einträglichen Staatsposten hatte er beim Antritt der Majoratsgüter niedergelegt.

Kummer und Ärger zehrten an seiner Gesundheit und er fühlte, daß er diese Kämpfe und Arbeiten unmöglich zum glücklichen Ende bringen könne. Da fürchtete er sich förmlich vor der Ankunft seines Stammhalters. Und — er blieb aus! Dagegen erschien ein rundes, gesundes Mädchen. Weil aber für den Ankömmling bereits der erbliche Name Franz bestimmt war, trug man ihn auf das Mädchen über und taufte es Fränzchen.

Und jetzt schon, wo es nichts als schlafen oder Grimassen schneiden konnte, wurde das kleine Ding der Haussegen; war ja doch der Vater befreit von der Sorge für seinen Stammhalter. Nun stand er oftmals vor der Wiege und beobachtete das körperliche und geistige Erwachen des Kindes, nun dachte er wieder an etwas Anderes als Schulden und Geld. Wenn der Gutsverwalter, die Arbeitsleute, die Gläubiger sich in seine Stube drängten und ihm den heißen Kopf noch heißer schrien, horchte er plötzlich auf die feine Kinderstimme, sprang auf, machte sich gewaltsam „eine Gasse“ und ließ Alle stehen, um ins Kinderzimmer zu eilen und nachzuschauen. Wenn er zurückkehrte, hatte sich der Kopf

abgekühlt, und wie sein Kind vom Weinen zum Lächeln übergegangen war, lächelte auch er und dachte: „Was kümmert es mich, ob das alte Majorat zu Grunde geht! Ich besitze ja keinen Stammhalter und mein eigenes Leben wird es schon noch ausbauern.“

Aber so lange man noch lebt, muß man ein schützendes Dach über seinem Haupte haben, und das Schloßdach gewährte nicht den mindesten Schutz. Die Gutskasse war leer; somit griff er zum Vermögen seiner Frau, um die nöthigen Reparaturen zu machen. Doch es wurden deren so viele nöthig, daß es bald gänzlich in dem alten, nunmehr wieder stattlichen Schlosse stak, wohl verbrieft und pünktlich eingetragen. Natürlich gab dieses dem Gutsherrn viel zu denken, verscheuchte ihm Schlaf und Appetit und machte ihn wortkarg. Er wurde von Tag zu Tag bleicher und magerer; Alles reizte ihn und trieb den rothen gefürchteten Fleck auf seine hohlen Wangen. Die achtjährige Gabriele schlich bei seinem Eintritt aus dem Zimmer, um in Hof und Garten ungestört zu springen, zu jubeln und zu spielen. Selbst die Gattin sah ihn forschend an, ob sie dieses oder jenes vorbringen dürfe, ohne ihn zu reizen. Nur Ein Wesen im Hause fürchtete ihn nicht und fragte nicht das Mindeste nach seiner finster bewölkten Stirne: das kleine, nunmehr zweijährige Fränzchen. — Bereits begann sie in jener, nur den Eltern verständlichen Sprache, mit Weglassung aller unbequemen Laute, zu reden. Ihr erstes Wort war zärtlich und lieblosend: „Papa!“ — dann kam, begleitet vom fragenden Mienenspiel noch dazu: „Wo Papa?“ — Die Fingerchen lockten ihn von weitem, die Arme streckten sich nach ihm aus, in welcher Umgebung er auch weilen mochte; bei ihren Gehversuchen fiel sie im Liebeseifer nicht selten, um ihn rascher zu erreichen, und wenn er dann erschrocken herbei sprang, lachte sie ihm entgegen. Ueberhaupt verstand sie sich besser auf das Lachen, als auf das Weinen; es schwamm um das Kind der Sonnenschein von Glückseligkeit.

Sobald die Kleine in des Vaters Nähe kam, war er gleichsam vergoldet von diesem Sonnenschein, der die finstern Wolken zertheilte. Die Gattin sorgte eifrig dafür, daß es oftmals geschah. Sie hatte bisher vergebens alle erdenklichen Mittel angewendet. Da der Arzt auf eine reichlichere Ernährung drang, forschte sie in den alten mütterlichen Kochbüchern nach den angestrichenen Speisen, gewürzt von Jugenderinnerungen, die so wundersam wirken. Er lächelte bei ihrem Anblicke und belobte seine Teller damit. Doch nach einem Versuche schob



er sie wieder bei Seite und seufzte. Da brachte die Mutter eines Tages Fränzchen mit zu Tische und das schmeichelnde Ding rutschte alsbald vom Sessel auf Papas Kniee. Sie griff mit unerfättlichem Kinderappetit nach Allem, und wenn er sich nicht beeilte, war sein Teller unversehens leer. Aus väterlicher Fürsorge beeilte er sich nun erstaunlich, und weil Fränzchen ihn so sehr liebte, schob sie ihm noch jeden zweiten Bissen in den Mund.

Aber noch anderweitig mußte die Kleine dienen. Der Verwalter benutzte die Anwesenheit des Kindes und die heitere Stimmung des Vaters zu Vorschlägen, die auf Hindernisse und Bedenken stießen und doch unumgänglich nöthig ausgeführt werden mußten; die Untergebenen wählten solche Augenblicke, um eine Ungeheuerlichkeit oder ein Versehen einzugehen. Wenn er aber zu lange am Arbeitstisch gefessen, wurden die Gedanken des Kindes von der besorgten Gattin auf Papa hingelenkt und dann trippelte Fränzchen eilig fort. So leise die Schritte einher kamen, so leise das Kind anklopfte: — es wurde doch gehört und „herein!“ gerufen. Dann war's vorbei mit der Arbeit, mit Sorgen und Verdruß! dann mußte er spielen mit seinem Kinde, sei es in der Stube oder im Garten; dann mußte er alle zerbrochenen Dinge „ganz machen“. —

Von Tag zu Tag entfaltete sich das Kind lieblicher, und wer in seine Nähe kam, wußte Geschichten zu erzählen. Es gab so viele Züge der Herzensgüte zu berichten: wie Fränzchen ihre Puppen so mütterlich hegte und pflegte, sie niemals herumzerzte, sondern sanft in's Stühlchen setzte, ihre Kleider glatt strich und ihnen dann alle selbst empfangenen Lehren wiederholte; wie sie erschrak, wenn eine ihrem Arm entschlüpfte und auf die Stirne fiel; wie sie dann so zärtlich diese Stirne küßte, bis es nicht mehr wehe that; — herbe Neuthränen weinte, weil sie unvorsichtig die weiße Raße getreten, und das zerkrakte Händchen ohne Klage verbergte; — wie so zärtlich sie die Schwester umhalsste und mit Innigkeit sagte: „Ute Schwester! ute Abwiele“; — wie fest sie das Händchen auf die Lippen drückte, um den Kuß weit hinaus zu werfen; — wie rasch sie Alles bemerkte, wenn der Mama etwas entglitt, und sie eilig darnach trippelte, es aufzuheben; — wie ihr angeborener Ordnungssinn kein Stäubchen duldete; — wie sie jedes Thier und jede Blume schonend und sanft berührte; — wie sie Papas faltenreiche Stirne rieb und dabei schmeichelnd ermahnte: „Ut sein, Papa! nit Sicht machen!“ — wie sie fast scheu auf seine bleichen Wangen schaute, mit beiden Händen in die rothe

Rübenbrühe fuhr, damit seine Wangen färbte und triumphirte: „Nun is Papa sön, wie Mama!“ — wie sie für Sisi den Zucker vom Munde nahm, und es schmeckte doch so „ut!“ — wie sie Jedem die Hand entgegenstreckte, Arm und Reich, und Jedem gab, was es verlangte; — wie sie so flehentlich, „bitte und anke“ sagen konnte, und wie sie niemals zögerte einzugestehen, daß „Fränzi böß wesen, nun aber ut sein wolle!“

O, es gab hundert Dinge gegenseitig zu berichten, und immer länger weilte der kranke Mann nach Tische bei seinem Lieblinge, seinem Augentrost, seinem Haussegen, wie er einmal das Kind selbst nannte und beifügte: „Was singen wir nur an ohne sie! — wir vermöchten vor dunklen Sorgen den Himmel nicht zu sehen!“ — Und als ob er nicht ungerecht gegen Gabriele sein wollte, sagte er noch: „Fränzchen bedarf ja unser auf Schritt und Tritt; aber mein braves großes Mädchen steht bereits wacker auf eigenen Füßen.“

Ja, das Kind war des Mannes letzte Freude und entlockte sogar noch den sterbenden Lippen ein Lächeln. — Als Alle an seinem Lager standen, als die Kleine, nichts ahnend von dem bitteren Ernste dieser Stunde, nach dem goldblinkenden Sterbkreuze die Hand ausstreckte, segnete er damit sein Kind, entzog es ihm und flüsterte wehmüthig lächelnd: „Für mich — das Kreuz, — für dich — der Segen.“ — Dann schloß er seine Augen für immer; das Lächeln aber blieb auf den Lippen.

Ja, der Vater hatte sein Fränzchen mit dem Kreuz gesegnet, wie wir bald erfahren werden. —

## II.

Viele Tage lang war die Mutter krank vom Schmerz und den Nachtwachen, sie wollte nicht einmal ihre Kinder sehen. Als sie dann wieder im schwarzen Traueranzuge auf dem Sopha lag und Fränzchen im gewöhnlichen weißen Wollkleide an der Hand ihrer Schwester hereintrippelte, so unbewußt des Vorgefallenen — wendete sie sich zur Wand, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Die beiden Mädchen blieben scheu und erschrocken stehn, und als die Mutter immer noch nichts sagte, zupfte Fränzchen am Kleid der Schwester und flüsterte: „Mama schläft, komm, fort, fort!“ — dann küßten sie der Mutter schlaff herniederhängende Hand und eilten in den Garten. Die Mutter aber war froh darüber, um ihrem Schmerze nachhängen zu können; sie that es immer mehr und mehr, und wurde immer stiller und in sich gefehrter.



Die Kinder aber liefen ab und zu, vom Garten in's Zimmer, hinaus und wieder hinein. Fränzchen erzählte der Mama vom Sonnenschein, von den Hühnern, den Spägen, von hundert Geschöpfen und Dingen, und bekam als Antwort nur ein Lächeln. Da wandte sie sich zu Gabrielen und sagte heimlich: „Die Mama hört nichts mehr!“ — Ein anderes Mal, als sie derselben eine Blume brachten und die Mutter ebenfalls lächelte, aber die Blume nicht einmal ansah, flüsterte sie wieder: „Die Mama sieht nichts“ — und zog ihre Schwester aus dem Gemach.

Da draußen war's freilich schöner und heller. Die Oktobersonne verrichtete Wunder der Vergoldung an allen Gegenständen, besonders aber an den langen Silberfäden, welche sich durch die Luft zogen, ohne daß man entdecken konnte, wo sie befestigt waren. Sie umwoben jeden Strauch und Baum, ja sogar die eigene Hand und das Gesicht. Ganz plötzlich erwachte in Fränzchen

eine Erinnerung. Welches dreijährige Kind hätte je den Christbaum vergessen, besonders einen solchen, wie Fränzchen ihn gesehen hatte, vom Boden zur Decke strebend, durchzogen von Gold und Silberfäden, die alle zum Gipfel hinaufreichten, wo der Weihnachtsengel mit den goldenen Flügeln thronte. Nun frug die Kleine plötzlich: „Gabriele, woher kommen diese Fäden und wer spinnt sie?“ — Die Schwester antwortete: „Das sind Marienfäden. Im Himmel droben spinnt die Mutter Gottes sie für's Hemdchen des Jesuskindes; denn weißt du, bald wird's Weihnacht; dann aber kommt das Christkind wieder vom Himmel herab zu uns.“ —

Weihnacht, Jesuskind, Himmel, Christbaum! — unerschöpflich für Kinderfragen. Fränzchen wollte Alles genau wissen, und Gabriele strengte ihre Phantasie aufs äußerste an, um die Fragen zu beantworten. Die Kleine mochte gar nicht mehr fort

von diesen Himmelsfäden; die trauernde Mutter sah ihre beiden Kinder immer kürzer und versenkte sich immer mehr in ihren Schmerz.

Nach drei Wochen gings jedoch mit dem „Altweibersommer“, diesen letzten schönen Herbsttagen, zu Ende. Da kam die Mutter zum erstenmal wieder zu Tisch. Er war gedeckt wie ehedem; nur des Schlossherrn Lehnstuhl stand nicht an seinem Platze, sondern in der Nische. — Fränzchen hatte bisher nicht nach dem Vater gefragt; jetzt aber schaute sie sich suchend um und rief, indem sie nach dem Lehnstuhle deutete: „Wo ist Papa?“ —

Eine lautlose Pause entstand, Gabriele blickte ängstlich nach der Mama. Endlich sagte diese: „Fränzchen, Papa ist im Himmel droben.“ — „Wann kommt er aber wieder herab?“ frug das Kind mit der Miene sehrender Erwartung. Die Mutter schüttelte das Haupt und antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Papa ist für immer fort; vom Himmel kommt Keiner wieder.“ —

Aber Fränzchen wußte das besser. Sie erwiderte geheimnißvoll und triumphirend: „Warte nur, er kommt schon wieder! das Christkind kommt ja auch!“ — Dann, wie auf eine plötzliche Eingebung fügte sie bei: „Er ist nur zum Christkind gegangen, um unsere vielen Sachen zu bestellen. Mama, geh du auch in den Himmel und hol ihn ab!“

Gabriele erschrak, die Mutter dagegen lächelte wehmüthig und sagte: „Nein, nein, vom Himmel darf Niemand mehr herab, als das Christkind und die Englein. Soll ich auch in den Himmel gehen, wie Papa?“

Bei diesen Worten überkam Fränzchen eine Angst. Sie rutschte von ihrem Sessel auf den Schooß ihrer Mutter, schlang die beiden Arme um deren Hals und rief mit von Thränen halb erstickter Stimme: „Nein, nein! — nicht fortgehen! da bleiben! — bitte, Mama, da bleiben!“ —





Auch Gabriele, welche den Sinn dieser Worte viel besser verstanden hatte, war zur Mutter getreten. Vier Kinderarme hielten sie umschlungen; zärtliche Küsse bedeckten die beiden Wangen; die liebenden Herzen pochten an einander und die trauernde Wittwe empfand wieder den süßen Reiz des Lebens. Ja, sie mußte bei ihren Kindern bleiben, nicht allein mit dem Leibe, auch mit dem Herzen, mit dem Geiste, und sie raffte sich auf, beschwichtigte die Kinder und lenkte ihre Gedanken aufs liebe Christfest, indem sie sagte: „Natürlich muß ich hier bleiben; wer würde sonst die Lichter am großen Baume anzünden.“ — Dann gab sie dem Bedienten ein Zeichen und er schob den Lehnstuhl herbei. Jetzt setzten sie sich alle zu Tische, Gabriele sprach wie gewöhnlich das Gebet, und hierauf jubelte Fränzchen mit einem Blick auf den Lehnstuhl: „Jetzt bist du der Papa und die Mama!“ —

Von diesem Tage an war die Mutter wie umgewandelt; ihr „Hausseggen“ hatte diese Umwandlung vollbracht. Nur das schwarze Kleid mahnte noch an die vorangegangene Trauerzeit, sie aber plauderte, scherzte, spielte, arbeitete mit ihren beiden Kindern, als ob sie wirklich Papa und Mama in Einer Person vorstellte. — Fränzchen rief nun triumphirend: „Jetzt hört und sieht Mama wieder!“

Besonders aber that die Schlossfrau viel Heimliches in einer Stube, auf deren Thüre ein Weihnachtseengel angebracht war, und Fränzchen schritt nun auf den Fußspitzen vorüber. In der Kinderstube versah Gabriele das Amt einer Gouvernante, und wenn die Lust am Spiele nachließ, kamen kurze Verslein zum Auswendiglernen an die Reihe. Jetzt gerade hieß es:

„Ein Auge ist, das Alles sieht,

Was in der ganzen Welt geschieht“ —

und Gabriele erklärte: es sei das Auge Gottes, welches vom Himmel herabschaue.

In einer wundervollen Mond- und Sternennacht blickte die Mutter sinnend hinaus, Fränzchen stand vor ihr auf dem Fenstersims und that ein Gleiches. Die Scheibe des Mondes war voll und goldglänzend, einen zauberhaften Lichtschein um sich verbreitend; ganz in seiner Nähe aber schimmerte ein großer Stern.

Da streckte Fränzchen den Finger aus und rief jubelnd: „Ein Auge ist, das Alles sieht, was in der ganzen Welt geschieht! Jetzt weiß ich's, der Mond ist das Auge Gottes und der Stern ist Papas Auge, denn er ist ja im Himmel beim lieben Gott. Gabriele, komm her! sieh nur, Papas Auge und Gottes Auge.“

Die Mutter war tief ergriffen von der Auf-

fassung ihres Kindes, und während die Beiden jubelten und Gabriele ihr Schwesterlein in diesem Glauben noch bestärkte, faltete die Wittwe betend ihre Hände und blickte lange, lange zum Himmel empor, ja, sie flüsterte sogar: Ein Auge ist, das Alles sieht, was in der ganzen Welt geschieht.“

Von diesem Tage an war Papas Andenken wieder lebendig geworden in Fränzchens Geist; immer sprach sie von ihm, was er gethan und gesagt. Jeden Abend wollte sie die beiden Augen sehen und zur Zeit des Neumondes war sie sehr beunruhigt, und in einer sternlosen Nacht frug sie fast traurig: „Ist Papa böse auf Fränzchen?“ denn sie hatte allerdinges am Tage einiges Mißgeschick mit ihren Spielsachen gehabt und dabei dem Rufe der Mutter nicht gleich gefolgt.

Ja, die beiden Kinder wandelten unter dem Auge Gottes und dem ihres verklärten Vaters; Gabriele fühlte sich durch die beständige Mahnung ebenfalls in jener heiligen Nähe. Sogar die Wittwe empfand himmlischen Trost und überirdische Kraft. Obwohl sie es besser wußte als ihre Kinder, obwohl Mond und Sterne für sie nur leuchtende Gestirne blieben, schaute sie lieber als je zuvor zum Sternenhimmel empor und verkehrte dabei im Geiste mit ihrem Gatten. Sie wollte aber die Poesie ihres Kindes um so weniger stören, als dieses dadurch Papas Andenken bewahrte und so vertrauensselig ihm ins goldne Himmelsauge blickte und ihm auftrug, dieses und jenes dem lieben Gott, oder den lieben Engeln, den andern, kleinen Sternen zu sagen.

Diese liebliche Kinderpoesie that Allen wohl und erhellte die Trauerzeit, daß man kaum etwas von ihr spürte. Sie war der „Hausseggen“, und derselbe war von Fränzchen ausgegangen.

So kam das Weihnachtsfest heran mit all seiner wunderbaren Freude, und es schien wirklich, als ob der himmlische Christmarkt seine Gaben ausgebreitet, als ob ein Auge, das Alles sieht, die Herzenswünsche eines Jeden im Schlosse erspäht hätte.

### III.

In täglich sich erneuernder Fröhlichkeit entflohen den Kindern die Wintermonate, mit Hilfe der Spielsachen, welche das Christfest so reichlich bescheert hatte; sogar ein Handschlitten befand sich darunter. Wenn die Sonne auf dem Schnee blühte, daß Garten und Park einem Feenreiche gleich, dann stieg Fränzchen in ein Pelzmantelkind verwandelt, in den Schlitten und Gabriele schob denselben unermüdet dahin. Der Gärtner sorgte schon für eine glatte Bahn



und seine beiden Jungen standen lauend am Wege, und weil sie ihr Verlangen nicht deutlicher vorzubringen wagten, wickelte der Hans hinter dem Baume hervor. Gabriele verstand ihn nur zu gern; sogleich saß sie neben Fränzchen und dahin sausten sie, zuerst einspännig, aber bald mit einem schellenbehängten Zweigespann. Wenn sie heimkehrten, rosige Gesundheit im Gesichte, und Vieles zu erzählen wußten, that ihnen die Mama leid, daß sie nicht auch im Schlitten Platz hatte; aber Fränzchen rief: „Ich sitze auf dem Bock! Mama, bitte, fahre mit uns!“ — Da gab sie Befehl, den großen Schlitten herzurichten, und nun fuhr sie mit ihren Kindern aus, zuerst ohne Ziel, dann zum alten Pfarrer, um ihm für die hundertfachen Beweise der Theilnahme zu danken; aber auch die Nachbarn hatten es nicht daran fehlen lassen, und so wurden die Schlittenfahrten auch zu diesen ausgedehnt. — In Wälde kam wieder heiterer Verkehr in's Schloß, und die Kinder fühlten sich unfähig beglückt, was einen rosigen Widerschein auf die Mutter warf.

So verstrich der Winter; es regten sich die ersten Frühlingsahnungen in der Erde, und die Luft war absonderlich weich. Aber dieß bekam dem kleinen Fränzchen lange nicht so gut, wie die Schneeflocken; das Kind verspürte eine beständige Müdigkeit, stundenlang saß es im Stühlchen, spielte mit den Puppen und wollte nur Verschen lernen. Weil Fränzchen aber rosig ausah und schon beim Erwachen den Tag, die Mutter und Beden anlächelte, achtete Niemand darauf, und als sie eines Tages sagte: „Der böse Fuß da ist so ungeschickt, er will immer umkippen,“ — lachte Gabriele nur und erwiderte: „Und meine böse Hand macht einen Kleck um den andern.“

Bevor diese Veränderung der Schloßfrau bemerkbar wurde, trat ein Ereigniß ein, das sie gänzlich von ihren Kindern abzog. Genau nach Ablauf eines halben Jahres — als ob es ausgerechnet und abgewartet worden wäre, kam ein Brief des neuen Majorats Herrn, eines unbekanntes Betters — ein sehr höflicher, mit schönen Redensarten geschmückter Brief, der nur mit verblühten Worten auf seine Rechte und die Absicht, sie nunmehr geltend zu machen, hinwies und mit der Ankündigung schloß, daß er am nächsten Sonntage persönlich der Wittve seine Ehrfurchtsbezeugungen darbringen werde.

Es war, als ob dieselbe aus einem Traume erwachte; daran hatte sie bisher nicht gedacht. Ja freilich, der Bette war in seinem vollen Rechte, aber dieser glatte, höfliche Brief berührte sie kälter als ein Eisklumpen, welcher Wärme zurückläßt, wenn auch eine brennende.

Die rauhe, schmucklose Wahrheit mit der Beigabe eines mitfühlenden Wortes hätte ihr dagegen wohl gethan.

Jetzt suchte sie nach den Familiendokumenten und studirte dieselben. Alles hatte seine Wichtigkeit: nach Ablauf eines halben Jahres trat die Gutsübergabe ein, die Wittve bezog ihr ausgesprochenes Wittthum und nach weiterm Ablauf eines halben Jahres hatte sie das Schloß mit der Parkvilla, einem mit Geißblatt, wildem Wein und Rosen umzogenen Hause, zu vertauschen. Von diesem Tage an, wo sie das Dokument gelesen, wandelte sie in Gedanken dahin, denn sie kam sich heimatlos vor. Am Sonntage traf auch richtig der neue Majorats Herr ein: artig, förmlich, wie sein Brief, aber erkältend bis in's tiefste Herz. Sein freundliches Lächeln hatte keinen Glanz, seine zierlichen Verbeugungen keine Natürlichkeit, seine dargereichte Hand entglitt wie ein Aal, und als er Fränzchen auf die Stirne küßte, wischte sie darüber weg, Gabriele hielt sich ferne und die Mutter saß so steif in ihrem Stuhle, als ob sie bereits fühle, sie sei hier nicht mehr daheim, sondern zu Gaste. —

Nach Tische unternahm der junge Herr Baron, geführt vom Bedienten, einen Gang durch das Schloß vom Keller bis zum Speicher. Er sprach wenig, aber seine Blicke streiften voll Mißbehagen die altmodischen Tapeten, da und dort ausgebeffert, und die noch altmodischen und verblichenen Möbel. Er hatte nur dafür einen Blick, nicht aber für die Sorgfalt, die sich überall kund gab, nicht für die gründliche Reparatur des alten Schlosses.

Am nächsten Tage erschien der neue Majorats Herr in der Kanzlei des Inspectors, um anzukünden, daß er eine Woche hier verweilen, die Bücher durchgehen und Alles inspizieren werde. —

So geschah's. — Dann kam der Herr Baron mit unmvölkter Stirne zu Tische, am Ende der Woche verlangte er auf seinem Zimmer zu speisen, und eines Tages brachte der Diener dessen Karte mit einem gehorsamsten Abschiedsgruße, während der Wagen aus dem Hofe rollte. — Bald darauf stand der Inspector bleich und zitternd vor seiner ehemaligen Herrin und erstattete Bericht von der Gutsübernahme. Dabei rollten schwere Thränen über die Wangen des treuen Mannes. Wie unermüdet hatte sich der Selige geplagt, gesorgt; wie hatte er gekämpft und nicht geruht, bis Alles in guten Stand gekommen war: Schloß, Scheune, Ställe, Viehzucht, Feld, Wiese, Garten, Wald. Er hatte sein eigenes und seiner Frau Vermögen hineingesteckt und nichts herausgenommen, das ärntete nun der neue Majorats-



herr! Und doch war dieser unzufrieden mit Allem, entrüstet über die eingetragene Schuldsomme, welche der Wittve gehörte, und war mit der Drohung eines Prozesses geschieden. Ihn allein angehende Verweise hätte der alte Diener ertragen, aber die Beschimpfung seines edlen Herrn im Grabe überstieg seine Kraft, so daß der lang verschlossene Thränenquell sich öffnete.

Die Wittve aber stand da, wie zu Stein verwandelt. Es brauchte lange, um sie aus dieser Erstarrung zu reißen. Dann aber wollte sie fort, in die Hauptstadt, und dort mit ihren Kindern ganz im Verborgnen leben. Auf ihr Geheiß reiste der Inspector schon am nächsten Tage dorthin und miethete eine stille, bescheidene Wohnung; schon nach zwei Wochen hatten sie die Heimath verlassen und waren dorthin übergesiedelt. —

Alles war der Wittve gleich einem beunruhigenden, wirren Traume erschienen, und erst in der Ruhe kam sie zum klaren Bewußtsein. Nun aber lagerte

sich über ihr Gemüth eine Ede und Abgespanntheit, daß sie stundenlang müßig im Lehnstuhle ruhen konnte. —

Ihre Stadtwohnung war vergleichsweise mit dem Schlosse sehr eng, Bohn- und Kinderzimmer stießen dicht an einander. Lautlose Stille herrschte meistens in diesen beiden Räumen; denn Gabriele besuchte nun ein Institut und Fränzchen pflegte ja so artig mit ihren Puppen zu spielen, daß sie sonst Niemanden zu ihrer Unterhaltung brauchte. Eines Tages drang aber durch diese Stille ein seltsamer Ton an das Ohr der Mutter. Sie horchte: fast keuchende Athemzüge. — Zu Tod erschrocken eilte sie ins Nebenzimmer. Dort saß Fränzchen in ihrem Stühlchen, viel bleicher als früher — ohne Puppe, ohne Spielzeug, schwer aufathmend, aber dabei

freundlich auf die hereintretende Mama mit den großen Augen blickend.

„Mein Fränzchen, mein Kind, mein Liebling, was fehlt dir?“ rief nun die Mutter und kniete bereits neben dem Stuhle. Das Kind antwortete: „Mama, ich glaube, das Kleid ist mir zu eng, bitte, hülle es auf; ich kann nicht athmen.“ —

Mit zitternder Hast entkleidete die Wittve ihr Fränzchen, hob sie auf den Schooß, legte sie an die Brust und horchte auf die schweren, fast keuchenden Athemzüge. Dann klingelte sie dem Dienstmädchen,

nannte den Namen des berühmtesten Arztes der Stadt und befahl ein Fenster zu öffnen, frische Luft herein zu lassen — ja, sie befahl so vielerlei, daß eine Anordnung der anderen widersprach, wie es in der Angst und Verwirrung zu geschehen pflegt, bis endlich der erste Auftrag, den Arzt zu holen, zur Ausführung kam.

Inzwischen sagte die Mutter: „Ja, es ist hier in der Stadtwohnung zu eng und stickicht für dich, du bist an frische Luft

gewöhnt und ich ließ dich so alleine sitzen, um meinen Gedanken nachzuhängen. Aber es soll anders werden, mein Herzchen; wir wollen spazieren gehen.“ —

Doch das Kind unterbrach sie fast ängstlich flehend: „Nicht spazieren gehen, Mama, mein Fuß thut so weh, der böse Fuß da.“ —

Bittere Verwürfe zogen über die Seele der Mutter: von alle dem hatte sie nichts gewußt, nicht darauf geachtet, es wohl überhört. Nun war alle Sorge nichts, gar nichts mehr gegen diese. Was kümmerte sie das Schloß, der Majoratsherr, der Prozeß! — Ihr Fränzchen überwog alle Schätze der Welt.

Der Arzt kam, untersuchte die Kleine und erklärte das Uebel als einen tuberkulösen Krankheitskeim, und schloß mit den Worten: „Wir müssen





das Blut zu verbessern suchen, das Kind aufs Land, ins Gebirge bringen. Getrost! ich habe schon weit schlimmere Fälle sich zur Gesundheit entfalten sehen. Aber wir beide, Sie und ich, dürfen nichts versäumen und nicht müde werden! wir beide müssen mit Gottes Hilfe das Kind retten, es ist in Gefahr!“ —

Zu Fränzchen wieder zurückgekehrt, neigte sich der freundliche Arzt zu seiner kleinen Patientin und sagte: „Fränzchen, wollen wir gute Freundschaft schließen?“ — und sogleich lächelte der Mund, sie streckte ihm beide Händchen entgegen, nickte mit dem Kopfe und sagte ein kräftiges „Ja“.

Der Arzt faßte die Händchen und frug: „Dann wirst du also die Säftlein, welche ich dir verordne, trinken und das Mäulchen nicht verziehen, damit es immer so freundlich bleibt? O, ich will schon etwas Süßes hinein mischen!“

„Ja! — oder auch etwas Bitteres!“ — ergänzte bereitwillig die Kleine.

„Und den unartigen Fuß darf ich auch in die Kur nehmen und artig machen, damit er wieder gehen kann; wir müssen ihn einwickeln.“

„Ja!“ sagte Fränzchen herzlich, und dann war die gegenseitige Freundschaft geschlossen und mit einem Kuß besiegelt.

Von jetzt ab begann ein total verändertes Leben in diesem Hause. Die Mutter schwebte gleichsam wie ein Sonnenstrahl durchs Kinderzimmer und blieb dort mit ihrer Wärme und Heiterkeit. Fränzchen war nie allein und nie mehr ohne Gespielin,

die Mama war immer um sie. Nur eines Tages übertrug sie Gabrielen die Pflege, während sie das Eingangs erwähnte, vom Arzte ausgesuchte Landhaus miethete, zunächst dem Gebirge und doch auch wieder nahe bei der Stadt, um den ärztlichen Beistand schnell zur Hand zu haben. Und als es völlig Frühling geworden war, hatten sie sich daselbst bereits angesiedelt. Aber damals war die Besizung nichts Besseres als ein Bauernhof, höchstens für die Sommermonate geeignet. Es mußte geändert, und wenn die Lage sich als zuträglich erwies, — gekauft: der Prozeß mit dem Majoratsherren mußte gewonnen werden!

Alle geistigen Eigenschaften der reichbegabten Frau erwachten bei diesem Gedanken, alle Energie ihres Wesens stählte sich zur unbefiegbaren Kraft. Und als der Arzt auf die Nothwendigkeit hinwies, für den Winter ein südlicheres Klima zu wählen, war sie fest entschlossen, mit eigenen Augen auf ihr gutes Recht zu sehen, den Advokaten anfeuernd und alle die Gesetze studierend, welche sie schützen konnten. Sie selbst aber mußte sparen, um genug Geld für ihre Kinder zu haben; sie selbst mußte gesund, heiter sein, um ihre beiden Kinder zu lehren, zu beglücken, zu pflegen. Der Arzt hatte ja gesagt, Heiterkeit sei auch ein Hilfsmittel für gesundes Blut. —

Auf diese Weise war die Mutter wieder geheilt, geistig und körperlich, und zwar durch ihr krankes Kind, das der Vater sterbend mit dem Kreuze gesegnet und — den Haussegen genannt hatte.

(Schluß folgt.)

## Ammenreim von Friedrich Güll.

(Oberbairisch).

Bignette von Hugo Bürkner.

’S Papperl hat ’s Popperl wie a Deandrl anzog’n, und laßt’s es so tanza und singa:



Mei’ Häubel schö’ schwarz  
Und mei’ Räderl schö’ roth  
Und mei’ Schürzerl schö’ weiß  
Hat ma g’schenkt mei’ Fra Goth.

Und ih kann’s gar nit sog’n,  
Wie miß dees als fort frent,  
Mein’ Botta, mei’ Muetta  
Und im Dorf alli Leut’.

Anmerkung: 1. ’S Papperl von pappern: kindisch plaudern, hochdeutsch: Plappermäulchen; 2. ’S Popperl: Die Puppe; 3. Deandrl: die kleine (Bauern-) Dirne; 4. mei’ Fra Goth: meine Frau Taufpächin.  
Deutsche Jugend. II.





## Der bekehrte Stiefelknecht.

Märchen von

Julius Sturm.

Initial-Bignette von Fedor Flinger.

**J**n der Schreibstube des Amtmanns stand ein Stiefelknecht, der brummte unzufrieden vor sich hin: „Es ist doch ein jämmerlich Ding um das Leben, wenn man immer im Winkel stehen und auf die Herren Stiefel warten muß! Und wie be-

schmuzt kommen sie oft an, und wie grob behandeln sie mich armen Knecht! Wenn ich den einen ausziehe, so tritt mich der andere! Ja, die Stiefel haben's gut, die bekommen die Welt zu sehen! Während ich hier in der Ecke stehen muß, gehen sie spazieren im Sonnenschein, und wenn sie müde sind, dann heißt's: Stiefelknecht her! und ich muß die großen Herren ausziehen, und sie stellen sich bequem in eine Ecke.“

Die Stiefel, denen die Rede galt, gehörten dem Schreiber, der sie ausgezogen hatte, um sich's leicht zu machen. Sie machten bei der Rede lange Schäfte, und der Stiefel des rechten Beines sprach zum Stiefel des linken Beines: „Bruder, wir sollen es gut haben! wir sollen Herren sein! Der dumme Stiefelknecht weiß gar nicht, wie gut er's hat. Der Lump hat den leichtesten Dienst. Aber wir! wir werden den lieben langen Tag hindurch und oft genug durch Dick und Dünn gejagt; im Sommer ersticken wir fast vor Staub; im Winter frieren wir im Schnee, und wenn es regnet, dann sind wir immer in Gefahr, zu erfaufen. Ach! und das Pflaster! Die scharfen Steine, die kein Erbarmen kennen! Ich möchte nur wissen, wie viel Haut sie mir heute abgerieben haben; ich bin unten ganz durchsichtig geworden. Es ist ein mühevolltes Leben, wenn man dienen muß!“

Der Stiefelknecht horchte hoch auf. „Bruder“, sagte der Stiefel vom linken Beine, „das Treten

wollt' ich mir noch gefallen lassen, das wird man gewohnt; aber das Kumpeln und Bürsten am Abend oder am frühen Morgen, das verdrießt mich am meisten. Ich möchte nur wissen, warum wir bei unserem Elend auch noch glänzen sollen. Da hat's unser Herr, der Schreiber, gut; dort sitzt er bequem und schreibt. Wer doch auch ein Schreiber wäre!“

„Das meine ich auch!“ seufzte der Stiefelknecht.

Der Schreiber spritzte seine Feder aus, lehnte sich zurück und seufzte: „Gott Lob, daß wieder ein Tag vorbei ist! Ein Schreiber hat doch das jämmerlichste Leben. Was ist er anders als ein armseliger Federknecht? Da lob ich mir's, wenn man sein eigener Herr ist, wie mein Amtmann; der arbeitet nur, wenn er Lust hat, und wird alle Tage dicker. Ich hab die Pladerei und Hungerleiderei satt! Ja, wer Amtmann wäre!“ Er zog seufzend die Stiefel an und steckte seine Schlappschuhe in die Tasche seines faden-scheinigen Rockes. Da trat der Amtmann ein und sagte brummig: „Du kannst gehen! Es ist Feierabend! Du weißt gar nicht, wie gut du's hast!“

„Der höhnt auch noch,“ dachte der Schreiber, machte einen ungeschickten Bückling und ging, und die Stiefel knarrten.

Der Amtmann ging in seine Wohnstube zurück; weil er aber die Thür offen stehn ließ, konnte der Stiefelknecht Alles hören, was neben ihm vorging. Der dicke Amtmann brummte im tiefsten Bass: „Da läuft er hin! das Volk hat's gut. Nun setzt er sich zu einem Glas Bier und schmaucht in aller Ruhe seine Pfeife. Und ich? Bis morgen soll die Arbeit fertig sein! Da steht's. Was nur der Minister denkt. Immer mehr Arbeit und keinen rothen Heller Zulage! Der Geier hole den Dienst! Ach, wenn ich doch mein eigener Herr wäre! Der Minister hat gut befohlen.“

„Sonderbar!“ dachte der Stiefelknecht, „der Dicker klagt auch.“



Da pochte es. „Herein!“ rief der Amtmann; der Doctor trat ein. „Gut, daß Sie kommen,“ sagte der Amtmann, „ich befinde mich unwohl und soll und muß nun auch die Nacht hindurch arbeiten. O der Dienst!“ — Der Doctor fühlte den Puls und besah die Zunge; dann sagte er: „Schlafen Sie, bester Freund! Ihnen fehlt nur Ruhe!“ — „Schläft sich was!“ brummte der Amtmann. „Doctorchen, Sie haben's gut! Sie sind Ihr eigener Herr!“ — Der Doctor hielt sich den Bauch vor Lachen und rief: „Ich mein eigener Herr? Aller Welt Diener bin ich! Tag und Nacht läßt man mir keine Ruhe! Glauben Sie mir, lieber Freund, der Doctor ist die geplagteste Creatur. Ja, wenn ich mein eigener Herr wäre! So viel es Kranke in der Stadt giebt, so viel Herren hab' ich und Herrinnen dazu, und ich sage Ihnen, die verstehens, mich zu quälen.“ — Der Doctor ging und der Stiefelknecht dachte: „Wieder ein Knecht mehr. Ich bekomme viel Gesellschaft!“

Da klopfte es wieder und der Minister trat ein und entschuldigte sich höflich über sein spätes Kommen. „Endlich ein Herr“, dachte der Stiefelknecht. Der Minister sprach: „Mein lieber Herr Amtmann, schaffen Sie mir bis morgen früh die Schriftstücke, die auf diesem Bogen verzeichnet stehen; ich brauche sie nothwendig. Ich komme eben erst von unserem Fürsten, er ist in der übelsten Laune und ich hatte heut einen schweren Stand. Am lieb-

sten hätte ich meine Entlassung eingereicht, dann wäre ich mein eigener Herr!“ — Der Stiefelknecht horchte hoch auf. — „Aber es geht nicht,“ fuhr der Minister fort, „ich darf den Fürsten, meinen gnädigen Herrn, nicht in dieser Bedrängniß verlassen.“ „Was ist denn geschehen?“ fragte der Amtmann erschrocken. „Ach!“ seufzte der Minister, „wir müssen Geld schaffen, viel Geld, und alle Kassen sind leer. Glauben Sie mir, es hat's kein Mensch so sauer, wie ein Minister.“ — „Aber wozu brauchen wir Geld?“ fragte der Amtmann, „sollen wir Zulage erhalten?“ — „Zulage!“ rief der Minister, „nein, diese sicher nicht, eher könnte es Abzüge geben. Der Krieg ist vor den Thoren, das Heer wird auf den Kriegsfuß gesetzt und der Kaiser braucht Geld für die Truppen. Der arme Herr hat keine ruhige Stunde mehr, die Sorgen um das Reich lassen ihn nicht schlafen und ein Ministerrath jagt den anderen. Es ist eine böse Zeit!“

Der Minister seufzte, der Amtmann seufzte auch; der Stiefelknecht aber seufzte nicht. Er hatte Alles angehört und lachte für sich: „Knechte! lauter Knechte! nicht einmal der Kaiser ist sein eigener Herr!“ — Von dieser Stunde an war der Stiefelknecht mit seinem bescheidenen Loos zufrieden, und diente den Herren Stiefeln als ein geduldiger Knecht.

## Wenn ich erst groß bin.

Von

Carl Reinhold.

Bigarette von Hugo Bürkner.



**W**as treibst du doch für Faxen,

Du wirst ganz naß, mein Kind!

„Lieb Mütterlein, ich will wachsen, Will wachsen in Regen und Wind.“

Und wuchs ich in Wind und Regen

Und bin ich stark und groß,  
So sollst du die Hände legen  
Ganz still in deinen Schooß.

Ich schaff' in Küch' und Keller  
Und Alles ist mir kund,  
Es klirren Schüsseln und Teller,  
Es klingelt der Schlüsselbund.

So will ich dir bescheiden  
Das ganze Haus allein,  
Will waschen, kochen und stiden!  
Das soll eine Lust mir sein.“





# Der liebe Hahnemann

von

Hoffmann von Fallersleben.

Initial-Biguette von Fedor Flinzer.

Carl Reinecke.

*Allegretto.*  
Biemlich rasch.

(Eigenthum der Verlagshandlung.)

**U** Singst.

Un = fre lie = ben Hüh = ner = chen ver =

Piano

*mf*

lo = ren ih = ren Hahn, hat = ten ihm zu Lei = de doch

\*) Die Begleitung hat in humoristischer doch discreter Weise das Gackern der Hühner nachzuahmen.



wahr = lich nichts ge = than. Wie trau = er = ten die Hül = fer = chen, daß

The first system of the musical score consists of three staves. The top staff is the vocal line in G major, with lyrics 'wahr = lich nichts ge = than. Wie trau = er = ten die Hül = fer = chen, daß'. The middle staff is the right-hand piano accompaniment, featuring a rhythmic pattern of eighth notes. The bottom staff is the left-hand piano accompaniment, consisting of chords and single notes. A dynamic marking 'p' is present in the piano part.

(sehr ausdrucksvoll)

sie ihn nir-gends sahn, den sie = ben gu = ten Hahn!

The second system continues the musical score. The vocal line has lyrics '(sehr ausdrucksvoll) sie ihn nir-gends sahn, den sie = ben gu = ten Hahn!'. The piano accompaniment continues with similar rhythmic patterns. A dynamic marking 'f' is present in the piano part.

Un = fre lie = ben Hül = ferchen, die fan = den ih = ren Hahn,

The third system of the musical score features the vocal line with lyrics 'Un = fre lie = ben Hül = ferchen, die fan = den ih = ren Hahn,'. The piano accompaniment continues. A dynamic marking 'mf' is present in the piano part.

wie er pro = me = ni = ren that auf ei = nem grü = nen Plan. Wie

The fourth and final system on the page shows the vocal line with lyrics 'wie er pro = me = ni = ren that auf ei = nem grü = nen Plan. Wie'. The piano accompaniment concludes the piece.



freu - ten sich die Hüh - ner - chen, als sie ihn wie - der - sahn, den lie - ben



gu - ten Hahn! Un - sre lie - ben Hüh - nerchen, die

*f* *mf*



führ - ten ih - ren Hahn vol - ler Freud' und Zu - bel hoch



auf den Haus - al - tan; wie war'n ent - zückt die Hüh - ner - chen, als da zu fröh'n be -

A 432





gann der lie = be Sah = ne = mann!

*rit.* *f*



## Alein erstes Jahr am schönen Bodensee.

Von

A. W. Grube.

Holzchnitt nach einer Zeichnung von H. Schuster.

### II.

Das Auferstehungsfest der Natur ist wohl in allen Landen ein Hochzeitsfest, aber an den Ufern des Bodensees ist es doch besonders schön und prächtig. Von einem Städtchen zum andern, von einem Dorf zum andern ziehen saftiggrüne Wiesen und Aecker wie Gartenbeete hin, alle mit Obstbäumen besetzt oder von ihnen eingefasst. Jedes Bauernhaus steckt in einem Obstwäldchen. Magst du nun auf der Nordseite von Lindau über Wasser-

burg, Nonnenhorn gen Friedrichshafen, und von Friedrichshafen nach Meersburg wandern, oder auf dem Schweizerufer von St. Margrethen nach Rheined und Korsbach, und weiter über Horn nach Arbon und Romanshorn und in den gesegneten Thurgau hinein nach Frauensfeld: überall durchwanderst du Blüthenhaine, deine Blicke schwimmen in einem Blüthenmeere, dessen Wogen über deinen Häupten zusammenschlagen und mit ihrem Glanz und Duft dich fast betäuben. Man weiß kaum, welcher Baum-



blüthe man den Preis zuerkennen soll, ob den zierlichen Büscheln der Kirschblumen, eingefaßt in den hellgrünen zarten Blätterkranz, oder der Apfelblüthe in ihrem pfirsichrothen Jugendschimmer, oder der Birnblüthe in ihrer überwältigenden Fülle, oder der Zwetschenblüthe in ihrem reinsten zartesten Weiß auf dem schwarzgrauen Gezweig. Der goldgelbe Löwenzahn und die weißröthliche Wiesentresse lassen auch den Wiesenteppich zu deinen Füßen im Festglanze schimmern, und wenn du dann auf einen Hügel steigst und in die Pracht zu deinen Füßen hinabschaust und wieder hinauf zu dem reinen weißen Schnee der Hochalpen, die in hellstem Sonnenlicht strahlend zum Blüthenschnee des Thals einen ergreifenden Gegensatz bilden: dann erhebst du wohl dankbar und freudig deinen Blick auch noch höher zum blauen Frühlingshimmel, der über dir sich wölbt und auf die Frühlingserde gnädig niederblickt.

Ich ging oft und gern von Hard über Fußach und Höchst an das linke Ufer des Rheins, nach St. Margrethen, einem unter hochstämmigen Birn- und Apfelbäumen gelegenen Dorfe, in's gastfreundliche idyllische Pfarrhaus. Bis zum Jahre 1870 führte eine langsam und schwer sich bewegende Fährre vom östreichischen zum schweizerischen Ufer hinüber. Nicht ohne Nüchternung sah ich zum ersten Mal den jungen Rhein, der, obwohl noch nicht mit der überfluthenden Wasserfülle des Julimonats, doch schon mit einer Stärke, wie sie etwa die Saale bei Weisensfels hat, seinem großen Seebecken zueilte. Er muß nach Rheineck und seiner Mündung zu einen tüchtigen Bogen machen, so daß er schon vorher manche Sandbank absetzt, bevor er sein Delta erreicht. Um seine Mündung in den See noch besser zu beobachten, stieg ich zum appenzeller Dörfchen Walzenhausen hinan, dessen rother Kirchturm aus grünen Baumgruppen reizend hervorlugt. Steil ging's bergan bei einer alten Burgruine vorbei, auf der ein Tannen- und Vogellirschenbäumchen Wurzel geschlagen hatte. Bald war das schmucke Dörfchen erreicht, das nur aus wenigen Häusern besteht, die alle längs der einzigen Straße an den Abhang so zu sagen angeheftet sind. Ein schmales Treppchen führte bei dem Pfarrhause vorbei aufwärts zu einem Gartenhäuschen, dem sogenannten „Kirschenhäuschen“. Von da blickt man über die Häuser von Walzenhausen hinweg auf die reizenden Abhänge nach St. Margrethen und Rheineck hinunter und auf den Rheinstrom, der, weil er vor Jahrtausenden sich selber den geraden Weg von Au oberhalb St. Margrethen nach Fußach zu verlegt hat, indem er seinen Schutt und Sand, den er von seiner Graubündner

Heimat mitbrachte, in breiter Fläche ablagerte, nun weiter nach Korschach zu bei Altenrhein mündet. Nahe der Mündung trübt er wohl im Sommer, wo er am wasser- und schuttreichsten ist, das hellere Seewasser und wirft, weil es ihm Widerstand leistet, einige Wellen empor; doch dann verliert er sich in seinem Meere und erst vor Konstanz, wo er ausfließt, wird seine Strömung wieder offenbar.

Der Blick schweifte nun hocherfreut über den breiten See hin nach Friedrichshafen und weiter hinab nach Meersburg und Konstanz zu, wieder hinauf nach der Inselstadt Lindau und ihren Weinhängeln, weiter nach Osten auf die Bergspitzen des Allgäu und Bregenzerwaldes, bis er zurückkehrend wieder ausruhte auf den üppigen Wiesen, auf den Laubholz-, Tannen- und Obstbaumgruppen, zwischen denen die Ruine des Schlosses Grimmstein mit ihren epheubekränzten Mauerresten hervorschaut. Wer sich die Mühe nehmen wollte, alle Kirchturmspitzen zu zählen, die aus dem weiten Halbkreise hervorragen, der möchte leicht die Zahl Neunzig erreichen. Berg und Fluß, Wald und See weben ein romantisches Bild, das die Anschauung sättigt und doch die Phantasie beflügelt und zu größeren Ausflügen reizt.

Als in den warmen Sunitagen auf den hohen Graubündner Alpen, wo der Rhein seine Quelle hat, die Schneeschmelze begann, fing auch der See beträchtlich zu steigen an und überschwenkte im Juli seine niederen Ufer. Auch der bei Hard in den See mündende Bach hob sich, so daß wir auf demselben bequem unsere Seefahrt beginnen konnten. Außer kleineren Ausflügen ward auch eine größere Wasserfahrt gemacht von Hard nach Lindau auf einer hübschen Gondel, in welcher etwa acht Personen Platz fanden. Der Wind wehte aus dem Rheinthale herab, und so konnte das Segel ausgespannt werden und die Arme der Ruderer durften sich ausruhen. Welche neue Ueberraschung! Die Vorberge des Bregenzer Waldes stellten sich nun, vom Wasserspiegel aus gesehen, noch einmal so reizend dar; der Staufenspitze, der Guntenhang und Mözrelspitze, der hohe Freschen wuchsen empor, wie wir uns vom Ufer entfernten. Besonders malerisch erschien die hohe Niedere mit dem schroff aufragenden Winterstande. Je näher nach Lindau, desto großartiger ward der Blick in's St. Galler Rheinthale. Und nun die Inselstadt selber mit ihren runden und eckigen Thürmen, die weit hinaus in den See ihre Schatten warfen und mitten aus dem Wasser emporgewachsen zu sein schienen!

Die Rückfahrt dauerte freilich zwei volle Stun-



den, und es mußte tüchtig gerudert werden. Dafür konnten wir aber den im Glanz der Abendsonne leuchtenden Wasser Spiegel und die wundervolle Beleuchtung der Alpen ganz mit Muße genießen und mit den Augen Spaziergänge machen auf den Ramor und Hohenkasten, auf die Ebenalp, auf die Säntisgipfel selber, die alle so nah, so klar und deutlich erschienen, obwohl sie in einen violetten Duft getaucht waren.

Nach dem Seewege wollte ich aber auch den schönen Landweg kennen lernen, der von Bregenz nach Lindau führt. Von Bregenz bis Lochau zieht die Straße, von großen Quadersteinen eingefast, hart am See hin und als sich der Eisenbahndamm noch nicht dazwischen legte, schlugen wohl die vom Winde gepeitschten Wellen bis auf das Trottoir. Auf der einen Seite der See, auf der anderen die schroff abstürzenden Felsterrassen des Pfändergebirges, unten mit Weinbergen, oben mit Buchen- und Tannenwald, die Straße selber mit hohen ehrwürdigen schattenspendenden Rußbäumen besetzt, hier Bregenz, auch terrassenförmig aufsteigend, beherrscht vom Pfänder und Gebhardsberg, rechts die aus dem See hervorragenden zwei Kirchtürme von Lindau, nach Nordwest aber der ganze Spiegel des Obersees frei, so daß man in Einer Linie bis Konstanz und zur Ueberlinger Bucht hin sehen kann, die im blauen Nebel der Ferne verschwindet: — das ist eine Promenade, die mit den schönsten am Vierwaldstätter-See und Genfer-See wetteifern kann.

Doch es sollte etwas noch Schöneres kommen. Als ich die lange Holzbrücke beschritt, welche vom Festlande auf die kleine Insel führt, auf welcher Lindau steht, und nun bei der Ruhebank auf der Mitte der Brücke ein wenig Halt machte, um über den Seespiegel hin auf die herrliche Bergscenerie desselben und besonders in das breite Rheinthal hinauf zum erhabenen Hintergrund desselben empor zu schauen: da ward ich entzückt ob der Pracht dieses einzigen Landschaftsbildes. Erstlich der herrliche Wasser Spiegel an sich, der gerade von dieser Seite die überraschendsten Lichteffecte hat; dann das nahe Pfändergebirge, das man mit seinen Terrassen und Schluchten, mit seinem Wiesen- und Waldesgrün in seiner ganzen Länge übersieht bis zu dem malerischen Vorsprunge des Gebhardsberges; das kleine Bregenz, in diese schöne Bucht hineingebettet, malerisch in einzelnen Absätzen nach dem Gebhardsberg hin emporsteigend; hoch darüber die riesigen Felswände des Bregenzer Waldes; dann auf dem rechten Ufer des Rheins — also von der Lindauer Brücke aus gesehen links — die Vorarlberger Alpen bis zur hohen

Scesaplana, deren mächtiges Firnfeld blühend die Sonnenstrahlen zurückwarf; näher an das Rheinbett sich vordrängend die in drei Absätzen schroff aus dem Thale aufsteigenden drei Schwestern; als Querriegel im Hintergrunde des Thals die Grauen Hörner und der Ringelkopf, in blauen Duft gehüllt, während die gezackten Balfrieser Berge bis zum Hohen Kasten, Altmann und Säntis in schärfsten Umrissen am blauen Himmelszelt sich abzeichneten. Das anmuthige Grün der Hügel des Appenzellerlandes und des Thurgaus bildete milde Uebergänge zum See, dessen Spiegel die Berge und den Himmel über ihnen zurückstrahlte. Traum! ich mußte mich zusammennehmen, um dieser unendlichen Fülle von Eindringen landschaftlicher Schönheit Herr zu werden! Unser Bild, auch von der Lindauer Seite aufgenommen, zeigt den drei Schwesternberg rechts, die hohe Kugel in der Mitte, links die Berge des Bregenzer Waldes.

Die mancherlei Merkwürdigkeiten der Stadt Lindau — die sogenannte Heidenmauer am Thor, ein von den Römern aufgeführter noch sehr fester Bau aus Quadersandsteinen, ferner die alten Kornhäuser und den neuen Hafen konnte ich dieß Mal nur flüchtig ansehen; ich hatte es dieß erste Mal auf den Naturgenuß abgesehen und wollte noch vor Sonnenuntergang auf der Bregenzer Promenade sein. Ich kam zu rechter Zeit zurück, um noch den kleinen Hügel, „Gravenreuths Ruhe“ genannt, hinaufsteigen und von dort dem tiefer sinkenden Feuerball der Sonne zuschauen zu können. Schon war der ganze See vom lichten Blau in ein helles Goldgelb verwandelt, das bald in die Gluth des tieferen Orange überging. Nur kleine Wölkchen standen am Abendhimmel, die auch bald wie lichte Goldstreifen leuchteten. Der feurige Sonnenball berührte die graublaue Nebelschicht am Horizont und färbte sie hellroth, dann dunkelroth, und nun schossen die rosigen und purpurfarbuen Strahlen über den goldgelben Spiegel des Sees, und als ihn die Sonne berührte, da ging von Konstanz bis nach Bregenz eine breite Lichtfurche, als wäre die Sonnenkugel so eben auf derselben über den ganzen See hingerollt!

Während sie niedersank, flammten die Fenster in der Mehrerau, auf den Villen und Schloßchen um Bregenz, als wären sie alle illuminirt; über die Schweizer Alpen ergoß sich ein Rosaschimmer und die Berge des Rheinthals erschienen im Violet. Und als ich dann weiter nach Hard wanderte, da stieg über den grünen Höhen des Bregenzer Waldes der Mond empor und mischte sein Silberlicht mit dem Goldglanz des Abendhimmels.



Das war ein Lichtconcert, wie ich's vorher noch nie gehabt, noch nie geahnt hatte, wie es auch auf keinem deutschen oder Schweizer See in solcher Schönheit und Fülle zu finden ist, als eben auf dem Bodensee.

— Absichtlich hatte ich den Besuch des Gebhardsberges, dieser Perle der Gegend, bis zur schönen Jahreszeit verschoben. Man sieht von einem hohen Punkte viel mehr, findet sich leichter zurecht und hat im Ganzen mehr Genuß, wenn man im Thal und auf der Ebene sich zuvor etwas heimisch gemacht, dieß und jenes näher kennen gelernt hat. Und dazu ist im Hochsommer die Beleuchtung des Sees und seiner Ufer die schönste. Von der Nachbrücke wie von Bregenz führt ein sehr bequemer und angenehmer Weg auf diesen Eckstein des Pfändergebirges, auf den man von den angegebenen Ausgangspunkten in weniger als einer Stunde gelangt. Vor Jahrhunderten trug die Felskuppe ein ansehnliches Schloß, Hohenbregenz genannt, von welchem nur noch Trümmer der Umfassungsmauern übrig geblieben sind. Es wurde im Jahr 1647 vom schwedischen General Wrangel zum Theil zerstört, nachdem derselbe am 4. Januar durch Verrath die Bregenzer Klause und die Stadt selber genommen hatte. Der Adel und die reichen Klöster Oberschwabens hatten ihre Kostbarkeiten in diese Bastei der Grafen von Bregenz geflüchtet, da sie für unüberwindlich gehalten wurde. Nun ist es ein friedlicher Wallfahrtsort mit einem schmucken Kirchlein, das dem h. Gebhard, einem Sohne der Grafen von Bregenz, der auf dem Schlosse 940 geboren wurde, geweiht ist. Der h. Gebhard war Bischof von Konstanz und wurde im Jahr 1134 kanonisiert, d. h. zum Heiligen ernannt. Der 27. August ist sein Namenstag. Da strömen von allen Seiten, aus dem Bregenzer Walde, Rheinthale, von St. Gallen, aus dem Thurgau, aus Baden, Württemberg und Bayern die Pilger herbei, um an dem Altare des Heiligen ihre Andacht zu verrichten und Vergebung ihrer Sünden zu erbitten. Bunt genug geht es da zu. Wie an allen Wallfahrtsorten ist auch an und auf dem Gebhardsberge ein kleiner Jahrmarkt etablirt; der Mesner, welcher zugleich Wirth ist, kann nicht Wein und Lebensmittel genug herbeischaffen, um die Bedürfnisse der Wallfahrer zu befriedigen, die Kopf an Kopf gedrängt, in der Kirche und vor derselben ihre Gebete sprechen, oder vielmehr singend ableiern. Da die Kirche die Zahl der Gläubigen nicht fassen kann, so wird vor derselben die Predigt gehalten, gewöhnlich von einem der beredtesten unter den Bregenzer Kapuzinern.

Wer still und ungestört auf dem Gebhardsberge seine Naturandacht verrichten will, der darf bei solchem Getümmel nicht hinaufgehen. Es findet sich im Laufe des Sommers noch mancher schöne Tag und heitre Sonnenuntergang, wo der Naturfreund sich der herrlichen Umschau und seinen Gefühlen ganz überlassen kann. Auf der Altane des kleinen Wirthshauses — sie schwebt fast über dem Abgrunde — überrascht besonders der Blick nach Kemmelbach und auf die aus ihrem breiten steinigen Bett hellgrün herausschimmernde Aach, die aus dem tannenbesetzten Engthal hervorbricht. Hoch schaut vom Bregenzer Walde das Hochäppl in's Thal herab. Unser Blick wandert weiter zum Staufenspitze, zur Hohenfugel, zu den drei Schwestern — im kleinsten der deutschen Fürstenthümer — Liechtenstein — gelegen. Das Rheinthale haben wir bereits geschildert. Der Silberfaden des in Schlangenwindungen daher fluthenden Rheinstroms blüht hier und da auf. Wir verfolgen ihn bis an seine Mündung; dann fesselt aber der See den Blick, dessen ganze Fläche bis nach Konstanz und Meersburg so klar und festbestimmt in ihren Umrissen vor uns liegt, wie ein riesiges Landkartenbild, das sich zu unseren Füßen ausbreitet. Selbstverständlich bleibt der Sântis König des Sees; aber auch der Blick auf das deutsche Ufer, auf die Formen der schwäbischen Hochebene mit ihren Wäldern und Feldern und grünen Hügeln und die schöne Wellenlinie des Ufers selber, von Lindau nach Wasserburg zurückweichend, in der Landzunge von Langenargen wieder vorspringend, in der Bucht von Friedrichshafen wieder zurückweichend — ist reizend. Jetzt sind die wohlerhaltenen, mit schattigen Ruheplätzen versehenen, von Eichen, Lärchen, jungen Kastanien- und Ahornbäumen eingefasteten Wege, die zum Gebhardsberge und weiter in die Buchen- und Tannenwälder nach der Fluh hinanführen, mein täglicher Spaziergang. Und wenn die Luft besonders rein und die Alpenwelt ohne Nebel ist, dann geht es auch mitunter auf die Pfänder Spitze hinauf, deren Aussicht noch bei weitem großartiger und reicher ist, als die von der Altane des Gebhardsberges. Hundert und aber hundert Bergspitzen mit einem Labyrinth von Thälern und Einschnitten stellen sich da dem überraschten Blicke dar; die tyroler Berge mit der schlanken Pyramide des Hochvogel, die Berge des Allgäu mit der zweizackigen Mädelesgabel und fast der ganze Bregenzerwald mit der Gruppe von Hochgipfeln des oberen Lechtals (Rothe Wand, Widderstein, Künzlespitze), welche den Sântis (7700') an Höhe übertreffen. Noch gewaltiger und freier steht die schon mehrfach erwähnte Sceaplana (9121')



da, der mächtige Grenzwall zwischen dem Vorarlberger Montavon und dem Graubündner Prättigau. Erst auf dem Pfänder übersieht man ganz die herrliche Umrahmung des Rheinthals. Selbst der Tödi mit seinen Basallen wird bei hellem Wetter sichtbar. Und im Gegensatz zu diesem Gewirr und Gewoge von Bergen der große Spiegel des Sees, den man bis zur Ueberlinger Bucht und den Basaltfelsen des Hegau überblickt. Nach Nordwest begrenzt der Schwarzwald die Aussicht und in Nordost schließt der Grünten bei Immenstadt den Kreis der Umschau, welche das östreichische Tyrol und Vorarlberg, die schweizerischen Kantone Graubünden, Glarus, St. Gallen, Appenzell, Thurgau, die deutschen Länder Großherzogthum Baden, Königreich Württemberg und Bayern berührt und umfaßt. Auf Bregenz und selbst auf Lindau sieht man aus der Vogelperspektive herab; die ein- und ausfahrenden Dampfer, die Segelschiffe des Obersees werden mit Einem Blicke überschaut.

Doch ich müßte eine eigene Abhandlung schreiben, um dem Rigi des Bodensees gerecht zu werden. Auch im Herbst, wenn oben ein warmer Sonnenhimmel lacht und unten auf dem See ein zweites Nebelmeer ruht, das sich allmählig in Wolken zusammenballt und den Wasserspiegel wieder aufblitzen läßt, ist eine Pfänder-Partie lohnend.

Der Herbst des Jahres 1848 brachte noch manchen warmen Tag, dann aber auch wochenlangen Nebel. Die Wein- und Obsternte war reichlich ausgefallen. In den Dörfern sah man überall ganze Wagenladungen von Äpfeln und Birnen, welche in die „Torkel“ (Obst- und Weinpresse) geschafft wurden, um in Most verwandelt zu werden. Die Zwetschgen wurden nicht wie in Norddeutschland zu Mus eingekocht, sondern zu Branntwein destillirt. Segel- und Dampfschiffe brachten von der Schweizer Seite ihre Obsterladungen nach Friedrichshafen und Lindau hinüber. Und als man „gewinmelt“, d. h. die Weinlese gehalten hatte, da sah man wieder die langen, am Spundloch mit einem Blumenstrauß geschmückten Fässer, welche den frisch gelesterten Weinmost enthielten, nach den Kellern fahren, in deren kühlen Räumen der edle Rebenast erst seine Abklärung und sein Feuer erhalten sollte. Daß übrigens schon der „Sauser“, wie der frische gährende Weinmost genannt wird, nicht kraftlos war, das konnte

man an diesem und jenem gewahren, der ihm allzufreundlich zugesprochen hatte und nun hin und her „torkelte“ und von der gewohnten geraden Linie des Ganges merklich abwich.

Einer Einladung nach Lindau folgend wurden wir auf einem der dortigen Weinberge mit Kuchen und Kaffee, mit Wein und kaltem Braten und mit Trauben, so viel jeder essen mochte, bewirthet. Gegen Abend wurde ein kleines Feuerwerk abgebrannt: Raketen, Schwärmer und kleine hüpfende Frösche, die zischend und springend auch unter die Gesellschaft fuhren und dann viel Geschrei und Gelächter erregten. Jetzt scheint die lustige Feier der Weinernte mehr und mehr in Abnahme zu gerathen, zumal da man die Weinlese so lange wie möglich, bis gegen Ende Oktober, hinausschiebt, damit die Trauben noch an Süßigkeit gewinnen, die sie nicht gerade im Uebermaaß besitzen.

Nach so mancherlei Sommer- und Herbstfreuden konnte man es sich schon gefallen lassen, daß der November einen Nebel brachte, der fast drei Wochen anhält, ohne daß die Sonne sichtbar wurde. Die höher gelegenen Orte, St. Gallen, Heiden, die Fluh über dem Gebhardsberge — die dursteten sich des schönsten blauen Sonnenhimmels erfreuen — die Anwohner der Bodensee-Ufer steckten im Sack. Für die Dampfboote ist der dichte Nebel ein gefährliches Ding; sie verlieren den Kurs, da der Steuermann kaum über den Schiffsschnabel hinaus, ja mitunter nicht einmal diesen zu sehen vermag. Dann muß fortwährend mit der Schiffsglocke geläutet werden, damit nicht etwa ein Schiff auf das andere rennt. Der Kapitän stellt sich mit dem Sprachrohr auf den Kasten über der Maschine, um gleich sein stop! (d. i. halt) hinabzurufen, wenn er etwas Verdächtiges merkt. Am Vorder- und Hinterdeck des Schiffes ist eine Laterne ausgehängt. Aber auch diese kann irre führen, denn es ist schon mehr als Ein Mal vorgekommen, daß der Steuermann die ihm entgegenleuchtende Laterne für diejenige des Leuchtturms am Hafen hielt und gerade darauf los fuhr.

Der Nebel dauert so lange, als die warme Südströmung in der Atmosphäre dauert; hört diese auf, dann fällt Regen und Schnee, bis ein kalter Nordost wieder heitere Tage bringt und Alpen und Vorberge wieder in ihrem weißen Winterkleide erglänzen.





## Die kleinen Gärtner.

Von

S. Jäger.

Initial-Bignette von Fedor Flinzer.

**E**s war im April und herrliches Frühlingswetter. Im Garten summten die Bienen um die blühenden Stachelbeersträucher, an der Mauer sungen schon Aprikosen und Pfirsiche zu blühen an und auf dem höchsten Baumgipfel sang die

Drossel, unten aber in den Nesten schmetterte der Buchfink seinen Kraftgesang hinaus in die milde Frühlingsluft. Wer an solchen Tagen zum Fenster hinausblüht in die freie Natur, der schließt es seufzend wieder, wenn er nicht hinaus kann, um die herrliche Luft mit vollen Zügen zu athmen; wer aber im Freien ist, und vielleicht nur eine Viertelstunde bleiben wollte, der kehrt wohl vor der Stadt nochmals um, wenn es die Zeit erlaubt, oder macht sich im Garten mehr und länger zu schaffen, als nöthig wäre. Es ist so wonnig im Freien, und wer solche Luft geathmet, kann sich schwer entschließen, wieder in die Gefangenschaft des Zimmers zurückzukehren.

So denken und fühlten unbewußt auch die Kinder, welche an solchen Tagen bis in die sinkende Nacht im Freien sein wollen; so ging es selbst dem Onkel Specht, der eigentlich nur in den Garten gekommen war, um nachzusehen, wie viele Spargelköpfe über der Erde wären, der aber nun auf einmal fand, daß es die höchste Zeit wäre, die im Herbst wegen schnell eintretender Kälte nicht fertig gewordenen Weinstöcke zu beschneiden, was er immer selbst zu thun pflegte. Denn, bei dem Beschneiden der Bäume

muß man bei jedem Schnitt vorher bedenken, warum er gemacht werden soll, und Gartenarbeiter denken nicht und verschneiden die Bäume, sagte er seinen Bekannten, wenn sie sich wunderten, daß er Stunden lang auf der Leiter stehen konnte. Rasch holte er eine bequeme breitstufige Mauerleiter herbei, prüfte sein Messer und fing an zu schneiden, daß die Stücken umherflogen und man meinen konnte, Onkel Specht denke auch nichts dabei. Aber er dachte doch; denn er dachte und handelte rasch, so daß Gedanke und That fast zusammenfielen.

In dieser eifrigen Beschäftigung wurde er durch zwei Kinder unterbrochen, von denen der Knabe, etwa 10 Jahre alt, einen halb abgenutzten Spaten, das etwa ein Jahr jüngere Mädchen einen neuen Rechen (Harke) auf der Schulter trug. Als die Gartenthüre klappte, sah sich der eifrig beschäftigte Mann flüchtig um, und machte gar kein Frühlingsgesicht, weil er eine Störung befürchtete. Als er aber die Kleinen erkannte, erheiterte sich seine Miene, und er wäre mit dem Gutenmorgengruß den Kindern wohl zuvorgekommen, wenn diese nicht schon an der Thür zugleich „Guten Morgen, Onkel Specht!“ gerufen hätten.

Wir wollen, bevor wir weiter von den kleinen Gärtnern und ihrem Onkel sprechen, uns ein wenig nach den Verhältnissen dieses ungleichen Kleeblattes umsehen. Onkel Specht war Soldat gewesen, aber schon seit Jahren als Hauptmann auf Verlangen verabschiedet worden, und wurde „Herr Major“ genannt. Nachdem er das Soldatenleben mit allen Reizen und Mühen durchgekostet, wurde es ihm zuwider, und als sein alter Vater starb und ihm außer einem ansehnlichen Vermögen eine schöne Villa-Besitzung vor der Stadt hinterließ, entsagte er allem Ehrgeiz und Ranghoffnungen, und zog dahin. Er war unverheirathet, stand aber nicht allein, denn er hatte seine verwittwete Schwester und deren Kinder, Karl und Gertrud, zu sich genommen. Die Schwester-



kinder waren nicht zahm und von der schwachen Mutter verwöhnt; aber sonst gerade so, wie es der Onkel liebte, geweckten Geistes, immer beschäftigt, wenn auch oft mit Unfug, und gelangweilt, wenn es nichts zu thun gab, dabei dem Onkel so folgsam, wie er es gewöhnt war. Die Frühlingsluft hatte sie in den Garten getrieben, und als das Spielen nicht gelingen wollte, fiel es ihnen ein im Garten zu arbeiten. Sie gingen zum alten Simon, eine Art Gärtner und Erbstück des Hauses, und verlangten Werkzeug, und hätten sofort ein eben frisch angeäetes Gemüsebeet umgewühlt, wenn Simon nicht zugesprungen wäre. Simon fand einen stark abgenutzten, kurzgestielten leichten Spaten für Karl und brachte aus seiner Geräthkammer einen neuen kleinen Rechen, den er eigens für das kleine Fräulein roth und grün angestrichen hatte. Er schickte die Kleinen zum Herrn Major, und so sehen wir sie vor Onkel Specht ihre friedlichen Waffen präsentiren.

„Wir wollen auch im Garten arbeiten, Onkel Specht,“ rief Karl, während die Schwester bereits ansing den Weg aufzuklagen, aber bald abgeschchnittene Weinreben in den Rechenzinken und zwischen den Füßchen hatte. Onkel Specht sah so vergnügt von seiner Leiter auf die Kinder, daß man kein glücklicheres Gesicht sehen konnte. „Das ist brav, ihr Kinder! Arbeit stärkt und nach gethaner Arbeit schmeckt das Essen noch einmal so gut, und wer etwas geschafft hat, freut sich dessen und jede Frucht, die ihr selbst gezogen habt, wird euch besser als jede andere munden.“

Karl dachte zwar, es schmeckten alle süßen Früchte gut, auch die nicht selbst gezogenen, sagte es aber nicht, und Trudchen, das liebe Kind, dachte: wenn doch die Stachelbeeren erst reif wären.

„Also arbeiten wollt ihr, Kinder; da muß ich doch von der Leiter steigen, damit ich euch anweise,“ sagte der Gärtner-Major.

„Onkel, wenn ich Specht hieße, wie Du, so flöge ich von der Leiter, und wenn ich selbst oben wäre, so spränge ich herunter,“ meinte Karl, der gern einen Witz machte.

„Ja wohl! und vermuthlich auf ein frisch gegrabenes Beet, die sind weich,“ erwiderte der Onkel im Herabsteigen, und stand bald vergnügt vor den geliebten Kindern. Der Antrag der Kinder kam ihm überraschend, und da er sie nicht bloß beschäftigen wollte, um sie los zu sein, sondern wirklich nützlich, so dachte er an dieß und das und besann sich lange. Karl schien seine Gedanken lesen zu können, und wollte ihm zu Hilfe kommen, indem er bemerkte:

„Höre, Onkel, laß mich 'mal auf die Leiter, ich kann auch schneiden. Sieh nur her, mein Messer schneidet wie Gist. Simon hat's geschliffen, und ich habe den Schleifstein gedreht und Trudchen hat Wasser darauf gegossen, aber — das war ein Spaß! das meiste daneben dem alten Simon in die hohen Stiefeln. — Sieh mal her, wie ich schneiden kann.“ Dabei schnitt er eine der abgeschrittenen Reben mit einer Schnelligkeit in Stücken, welche zeigte, daß das Messer so scharf war, wie er sagte.

„Ja, wenn das so leicht wäre, mein Zunge!“ bemerkte Onkel Specht. „Das Beschneiden der Obstbäume und Weinstöcke ist eine der schwierigsten Verrichtungen, welche Erfahrung und Nachdenken verlangt. Das können Kinder nicht lernen, vielleicht lernst du es später; wenn du dann noch Lust dazu hast.“

„Sag' 'mal, Onkel, warum werden denn die armen Bäume so fürchterlich zugerichtet, und dann noch an die Mauer angebunden? An den abgeschrittenen Reben hätten doch viele herrliche Trauben wachsen können!“

„Du irrst,“ entgegnete der Onkel; „gerade um eine reiche Ernte zu gewinnen, beschneide ich die Weinstöcke wie die Obstbäume, und weise dann jedem Ast und jeder Rebe einen bestimmten Platz an. Seht, Kinder, diese Rebe — doch das versteht ihr nicht, wenn ich es auch erklären wollte. Kommt, wir wollen uns nach anderer Arbeit für euch umsehen.“

„O, wir sind so dumm nicht, Onkel,“ rief Karl; — „erzähle uns nur, warum das Schneiden und Anbinden geschieht. Trudchen paßt auf und erzählt es morgen ihrer Puppe wieder, und ich will mir's merken, damit ich Dir über's Jahr helfen kann.“

„Nun denn,“ begann der Onkel, nicht ohne Sorge, daß er seine Zeit hier zwecklos verplaudere, — „die Sache verhält sich so. Wir ziehen die Obstbäume nicht, damit sie viele Zweige und Blätter haben sollen, sondern der Früchte wegen. Nun denkt euch, Kinder, einen blühenden Obstbaum, wie viel hunderttausend Blüthen derselbe hat. An den großen freien Gartenbäumen fallen davon mehr als neun Zehnthelle als Blüthen und kleine Früchte ab.“

„Ja, dann machen wir Ketten davon,“ rief Trudchen begeistert von der Aussicht, hunderttausend kleine Birnen und Äpfel an den Fäden schnüren zu können.

„Das thu immerhin, mein Kind,“ sagte der Onkel, ergriff aber sogleich wieder den durch das liebe Plappermäulchen abgerissenen Faden. „An den



großen freien Gartenbäumen können wir nichts Anderes machen, als daß wir die schlechten, zu dicht stehenden Aeste ausschneiden, was du ja von Simon vorigen Herbst gesehen hast, damit Luft und Sonne zu den Früchten gelangen kann. Habt ihr nicht gesehen, daß unter den rothbäcigen Aepfeln auch viele grüne sind? Diese haben Mangel an Sonne, Licht und Wärme gehabt, das Stärkemehl hat sich nicht in Zucker verwandeln können."

"Ach! mir geht jetzt ein Licht auf," rief Karl. "An der Mauer ist's wärmer, als im freien Garten, und die breit aus einander gezogenen Zweige haben alle gleichmäßig Sonne."

"Richtig, mein kleiner Naturforscher," sagte der Onkel, sichtlich erfreut über die schnelle Auffassung des Knaben. "Aber dieß ist nicht Alles. Wir Gärtner schneiden Zweige ab und kürzen andre, um den bleibenden damit zu nützen, um den Nahrungstoff in wenige Zweige zu leiten und so größere und bessere Früchte zu erlangen, als an freien Bäumen möglich ist. Dabei wissen wir durch Aufrichten schwacher Aeste diese zu kräftigen, weil der Saft immer mehr nach oben steigt, dagegen zu stark wachsende, darum aber weniger tragende Aeste oder Reben durch Umbiegen und Festbinden zu bändigen, damit sie fruchtbar werden und andre Nebenäste nicht unterdrücken."

Trudchen hatte von alle dem kein Wort verstanden, ja es nicht der Mühe werth gehalten, darauf zu hören, denn sie hatte eine interessante Beschäftigung gefunden. Während Karl mit dem Messer seine Schneidelust an den abge schnittenen Reben befriedigte, vergnügte sich das Mädchen mit dem Ablösen der an den Reben spitzen schon recht großen Weinknospen (Augen). "Sieh 'mal, Onkel! wie niedlich! Da sitzt ein kleines Köpfschen mit einer grauen Pelzmütze, und inwendig ist es grün."

Der Onkel sagte lächelnd: "Ei, wie treffend! Wirklich heißt das Auge des Weinstocks in diesem Zustande in der Gärtnersprache das Pelzchen, nach dem französischen *bourrelet*. Doch wißt ihr, was es enthält, Kinder? Seht einmal her. Jetzt schneide ich das Ding von oben herab mitten durch. Seht ihr? Hier in dieser vorgerückten Knospe liegt schon das Blatt und der künftige Zweig fest zusammengeballt, oben wirklich schon in der Form erkennbar. Die Knospe des Baumes ist wie ein Ei, im Herbst schon fertig, im Frühling schon halb von der Sonne ausgebrütet, und in wenig Wochen kriecht es wie ein Hühnchen und Entchen aus der Schale."

"Ach das ist reizend, wenn sie umhertrippeln und pipfen, die lieben kleinen Dinger!" rief Gertrud zur großen Verwunderung des Onkels.

"Wer, die Knospen? Trudchen! Trudchen, wo hast du die Gedanken?" verwies er lächelnd.

"Ach was, die jungen Gänse mit den hellgrünen Haaren," rief beleidigt das Kind. "Weißt du noch nicht, daß wir seit gestern junge Gänse haben? Und die fressen schon. Christel hat im Garten junge Brennesseln gesucht, die hat Marianne mit harten Eiern gehackt, und das fressen sie."

"Schön! da wird also der Gänsebraten im Herbst nicht fehlen," sagte der Onkel, und nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf. "Mit dem Samen ist's ähnlich, wie mit der Knospe. Der Same ist eigentlich noch mehr ein Ei, als die Knospe. An großen Samen könnt ihr die Vorgänge beim Keimen mit bloßen Augen sehen. Wenn wir eine Kastanie fänden oder eine Eichel — Nun was hat denn Trudchen, daß sie so fortläuft?"

Das Mädchen war an die Grenze des Gemüsegartens gelaufen, wo unter einer Kastanie eine bemooste Steinbank stand, und kratzte mit ihrem Rechen das Laub weg. Schon nach einigen Minuten rief sie nach Onkel und Bruder so eindringlich, daß Karl neugierig hinsah und der Onkel wohl oder übel folgen mußte. Gertrud hatte unter dem Baume ein Häufchen Kastanien aufgefunden, womit sie im Herbst gespielt. Die meisten waren im Zustande des Keimens, ja an einigen sah man schon die Pfahlwurzel und ein Stämmchen mit beginnenden zusammengefalteten Blättchen. Sehr erfreut nahm der Onkel eine der am meisten gekeimten Früchte und zeigte sie den Kleinen. "Seht, Kinder, auf ähnliche Weise keimen alle Pflanzen. Wenn es feucht und warm ist, dann geht in dem Samenstoff eine Veränderung vor wie im Ei: es bereitet sich der erste Nahrungstoff der Pflanze. Der Samen schwillt auf, durchbricht an einer bestimmten Stelle, wie ihr hier seht, die Schale, und gleichzeitig treten zwei Spitzen heraus, wovon die eine sich nach unten, die andre nach oben richtet. Die eine wird zur Wurzel, die andre bildet den Obertheil der Pflanze, bei Baumsamen nach und nach den mächtigen Stamm." Unter diesen Worten hatte der Major mehrere Kastanien gezeigt und einige durchschnitten. Aber bald fühlte er, daß er zum Lehrer keine Geduld habe, und mochte sich auch nicht länger von seiner wirklich dringend gewordenen Arbeit abhalten lassen. Während er die Kinder verließ, reinigte Trudchen den Platz von Laub und legte sorgfältig jede Kastanie auf die Bank, wo Karl schon das gefundene Häufchen ausgebreitet hatte. Plötzlich sah man seinen ausdrucksvollen Mienen an, daß ihn ein großer Gedanke beschäftigte, und er sagte bald darauf:



„Höre, Trudchen, ich habe einen prächtigen Einfall. Wir pflanzen die Kastanien und ziehen Bäume daraus. Und wenn sie groß sind, da pflanzen wir eine Allee mitten durch den Garten und überraschen den Onkel zu seinen Geburtstag.“

„Ach, wie reizend!“ ruft Gertrud. „Aber nicht wahr, ich schenke die Hälfte von den Bäumen?“

Da Karl fortgelaufen war, um seinen Spaten zu holen, so hörte er diese Frage nicht. Da aber Gertrud immer auf ihr Recht hielt, so wird sie wohl auch dasselbe bei den künftigen Kastanienbäumen gewahrt haben. Karl machte einen Graben am letzten Beete des Gartens, und Gertrud legte die Kastanien hinein, wohl beachtend, daß die Stelle, wo die Wurzel hervorkommt, unten hin zu liegen kam. Als dann die Kastanien mit Erde bedeckt waren, gingen die künftigen Besitzer der Kastanienallee zum Onkel zurück. Dieser hatte sich unterdessen Arbeiten für die Kinder ausgedacht. Karl sollte sein Messer arbeiten lassen, um die Himbeeren auszuscheiden, Gertrud ein Beet mit Petersilie ausjäten. Bei den Himbeeren erklärte der Onkel, daß jedes Stämmchen nur zwei Jahre lebe: im ersten wachse es, im zweiten blühe und trage es und sterbe dann ab. Karl stellte sich geschickt an, und wurde in seinem Arbeitseifer noch durch die Aussicht bestärkt, mit den abgeschnittenen trocknen Reisern ein Feuer im Garten anzünden zu dürfen. Gertrud dagegen fand an dem Ausziehen des Unkrautes und fortwährenden Bücken kein Vergnügen, und war froh, als sie vom Bruder abgerufen wurde, um die abgeschnittenen Himbeeren zusammen zu tragen, wobei über Ort und Zeit des Feuers verhandelt wurde.

Onkel Specht war in seinen Arbeiten zu einem Abschnitt gelangt, wo er eine Pause machen wollte. Er wuschte sein Messer ab, legte die Bindweiden an einen kühlen Ort, und begab sich zu den Kindern.

Er war mit Karls Arbeit zufrieden, und unterrichtete ihn nun im Beschneiden der grünen Himbeerstämme, indem er selbst Spitzen abschnitt und dem Knaben erklärte, wie er es machen solle und warum es so sein müsse. „Die Himbeersträucher,“ sagte er, tragen am obern Theile, wo die stärksten Augen (Knospen) sind. Darüber sind an den Spitzen noch andere schwächere Augen, die zwar auch tragen, aber nur wenig und kleine Früchte; sie ziehen aber den Saft an sich, und können verursachen, daß tiefer stehende Augen, welche schönere Früchte tragen würden, schlafend bleiben. Diese Spitzen schneiden wir ab.“

„Was? schlafen denn die Bäume auch?“ unterbrach ihn Karl mit gerechtem Erstaunen.

„So habe ich es nicht gemeint,“ entgegnete der Onkel. „Wir nennen schlafende Augen solche Knospen, die nicht austreiben, keine Blätter und Zweige bilden. Sie können sich noch Jahre lang erhalten, bis ein günstiger Zufall ihnen Saft zuführt oder der Zweig darüber abgeschnitten wird oder abbricht, wie bei den Obstbäumen, oder sie vertrocknen, wie an den Himbeeren. Wenn wir spät im Sommer oculiren, was du auch lernen sollst, so heißt das „auf das schlafende Auge,“ weil die künstlich eingesetzten Augen erst im folgenden Frühling wieder austreiben. Oculiren wir aber früher und schneiden das Stämmchen über dem Auge ab, so treibt es aus. — Ich muß euch aber doch sagen, daß auch Pflanzen eine Art Schlaf haben. Ich meine nicht den Ruhezustand im Winter, welchen man so nennen könnte, sondern Pflanzen, welche Nachts die Blätter zusammenlegen oder die Blüthen schließen. Die gelbe Seerose oder Nixblume taucht sogar ihre sich festschließenden Blüthen Abends unter Wasser. Einige Blumen erwachen mit Sonnenaufgang, andere schlafen bis 7, 8 und 9 Uhr. Wenn's Sommer ist, will ich euch solche Blumen zeigen. Es giebt auch Blumen, welche am Tage schlafen und sich Abends öffnen, und so mit den Nachtschmetterlingen und Culen Ähnlichkeit haben.“

Gertrud fand diesen Vortrag zu lang, war daher zu den gesäteten Kastanien gegangen und erzählte dem Onkel, nachdem dieser ausgesprochen, von ihrer Saat, geheimnißvolle Andeutungen über die künftige Bestimmung der Kastanien daran knüpfend. Diesem war der Platz, wo die Kastanien lagen, nicht passend; er wollte jedoch den Kindern die Freude nicht verderben. Nachdem das Himbeerbeet fertig geschnitten, sagte er:

„Kinder, nun will ich euch in dem andern Garten ein Stück Land anweisen, wo ihr graben, säen und pflanzen dürft. Aber dazu müßt ihr passendes Werkzeug haben. Nachmittag wollen wir zum Eisenhändler gehen, um kleine Spaten und Harken zu kaufen. Dann suche ich Blumenfamen aus, und Simon wird wohl etwas Gemüsesamen für euch übrig haben. Jetzt ist es Schulzeit, und ihr müßt euch beeilen, noch rechtzeitig zu kommen. Also heut Nachmittag. Trudchen geht doch auch mit?“

Wir wissen nicht, welche Antwort erfolgte, und wollen ein andermal unsre kleinen Freunde bei ihren neuen Arbeiten auffuchen.



## Deutscher Kinder Aquarium.

Von

Carl Rohrbach.

Mit Illustrationen von Fedor Flinger.

Erläuterung zur Initial-Vignette.

a. *Ranatra linearis* (im Aufstiegen begriffen); b. *Limnobates stagnorum*; c. *Velia currens*; d. *Corixa Geoffroyi*; e. *Nepa cinerea*; f. *Naucoris cimicoides*; g. *Notonecta glauca* (von unten); h. *Hydrometra paludum*.

### I.



er einigen Tagen wurden meine beiden Söhne von zehn und zwölf Jahren von zwei andern Knaben etwa gleichen Alters besucht. Nachdem sie sich nun eine Weile gegenseitig über ihr Wissen und

Können unterhalten hatten, und auch die Sammlungen von Steinen, Käfern und Schmetterlingen befehen waren, kam ein Gegenstand zur Betrachtung, der die beiden kleinen Gäste, wie schon früher so manchen andern, stundenlang fesselte und der eine solche Reihe von lauten und freudigen Ausrufungen, von Lachen und Scherzen und herzlichster Freude veranlaßte, daß ich daran dachte, es würde euch, meine lieben kleinen Leser, gewiß ebenso ergehen, wenn ihr herkommen könntet. Da dieß aber nicht gleich möglich ist, so muß ich schon zu euch kommen, weil ich glaube, daß es euch wahrscheinlich sehr lieb wäre, wenn ich euch etwas erzählte von diesem „allerliebsten“ Ding, wie es die Jungen nannten. Wie ich von den Eltern erfuhr, hatten die Knaben bei ihrer Rückkunft nach Hause gleich dringend um Erlaubniß gebeten, sich auch ein solches Glas einrichten zu dürfen.

Der Gegenstand nämlich, welcher den Kindern so große Freude bereitet hatte, war nur ein einfaches weißes Glas, wie man solche zum Einmachen gebraucht, etwa zwanzig bis vierundzwanzig Centimeter hoch und vierzehn bis fünfzehn weit, oben mit eingezogenem und umgebogenem Rande, so daß es leicht

zugebunden werden konnte. Ich beschreibe euch das so genau, weil ich mir denken kann, daß, wenn ihr erst hört, welche Herrlichkeiten dieses Glas einschließt, ihr sofort Anstalt macht, euch auch eins einzurichten. Denn ein kleines Meer voller Wunder wird sich vor euch aufschließen, und manche Stunde werdet ihr davorstehn und hineinschauen in diese muntere Welt voll Leben und Bewegung.

Nun sehe ich schon, daß mehrere von euch ungeduldig werden, weil sie gern wissen möchten, wo man ein solches Wunderglas kaufen kann, und wie viel es wohl kostet. Gut! das will ich euch gleich sagen. Das Glas könnt ihr kaufen, die Wunder aber nicht. Denn alles Wunderbare kauft sich nicht; das bekommt man umsonst; das kommt von selbst, oder es läßt sich finden. So ist's auch mit diesem: ihr könnt es leicht finden, und es kostet also nur die Mühe des Suchens. Habt ihr von eurer Mutter durch Bitten oder vom Glashändler für gutes Geld ein Glas nach den angegebenen Maßen oder in ähnlicher Größe erhalten, so füllt ihr das mit reinem Wasser bis auf etwa sechs Centimeter unter dem Rand. Unten hinein müßt ihr einige recht hohle oder zackige Steine legen von Wallnußgröße oder darüber; am besten sind hierzu solche aus Tropfsteinhöhlen, weil sie viele Höhlen enthalten. Auch ist es gut, wenn Ihr etwas reinen weißen Sand, etwa zwei bis drei Centimeter hoch, vor dem Wasser schon in das Glas schüttet. An Stelle der Steine oder mit ihnen könnt Ihr auch leere Schneckenhäuser, große und kleine, hineinlegen; die dienen als Höhlen.

Nun paßt auf! Wenn ihr nun einen Spaziergang macht, und an einem Teiche oder einem Bache vorbei kommt, so seht nur scharf hinein in das Wasser und ihr werdet alle diese Bewohner des Glases, die ihr hier beisammen seht, nach und nach



entdecken und einfangen. Hierzu nehmt ihr euch ein kleines Netz aus Gaze oder Tüll mit, dessen Ring aber nur so groß zu sein braucht, wie euer Handteller, und dessen Stiel lang genug ist, wenn seine Länge ein Meter beträgt. Damit fangt ihr alle Wunder dieses Glases ein, thut sie vorläufig in ein kleines Glas voll Wasser mit recht weiter Oeffnung und bringt sie so mit nach Hause, wo ihr sie dem großen Glase übergebt.

Mit der Hand zu fangen, ist nicht immer rätlich; denn einige von diesen lustigen Schwimmern, ja gerade die schnellsten und geschicktesten Taucher führen so scharfe Waffen bei sich, daß, sobald ihr sie angreift, ihr auch von ihnen angegriffen werdet, und gar bald fühlt, wie scharf ihr Schwert ist. Ich sage euch das zuvor, damit Alles gut gehe.

Nun seht euch aber diese Wasserbewohner an. Wie das durch einander schießt, taucht, schwimmt, aufstaut, hinunter stürzt in die Tiefe, sich in den Sand einwühlt, in die Höhlen schlüpft, dann plötzlich aufspringt, wie von der Schleuder fortgeschleudert aus den Schlupfwinkeln unter den Steinen hervorstürzt auf seine Beute, sie packt und mit sich reißt oder schleppt, um sie ruhig zu Hause zu verzehren; da kommt ein Größerer, und packt sie am andern Ende; es entsteht ein Kampf; das zuckt und rudert und reißt und zieht mit allen Gliedern: es ist ohne Ende herrlich und anziehend, und stundenlang wird man nicht müde zuzusehn. Alt und Jung kann sich nicht satt sehn an diesem regen durcheinander wirbelnden Leben und Weben.

Einige von euch wollen aber auch wissen, wie die großen und kleinen Schwimmer alle heißen und wie man sie am Leben erhält. Brav so! Ich will Euch gern auf Alles Bescheid geben, auch warum ich es ein „Aquarium deutscher Kinder“ nannte, nämlich darum, weil nur Thiere darin sind, die sich in Deutschland finden, und keine aus Italien, Frankreich oder andern Ländern.

Fangen wir denn von oben an.

Ihr bewundert die gelenken und äußerst geschickten Schlittschuhläufer, die hier auf dem ungefrorenen Eis ohne Schlittschuh so gewandt dahin schießen, daß man sich wirklich nichts Zierlicheres in dieser Art denken kann. Als ich noch ein Kind war, konnte ich stundenlang nicht müde werden, auf den Teichen (in der Aue bei Cassel) ihnen zuzusehn, wie sie dahinflogen über die Wasserfläche, auf der ich auch — aber im Winter, wenn sie gefroren war — oft hingeflogen war; aber bei ihnen sah ich gar nicht, daß sie die Beine bewegten; das rutschte nur so hin; dann standen sie wieder sekundenlang still, als ruhten

sie aus; dann schossen sie auf's neue kreuz und quer durch einander. Dasselbe Thierchen findet ihr überall in Deutschland, und es giebt ihrer mehrere Gattungen. Hier im Glase seht ihr deren drei vertreten, nämlich den Bachläufer, den Wasserläufer und den Teichläufer. — Ihr wollt auch gar noch die lateinischen Namen wissen? Recht so! Nur immer lernen! Was man weiß, ist sichere Habe; die kann kein Dieb fortschleppen.

Also zuerst der Bachläufer. Der den ihr hier seht, ist der gemeine Bachläufer (*Velia currens*); den haben sich meine Kinder erst vor einigen Tagen, also mitten im Januar, aus einem fließenden Bächlein mitgebracht. Er ist am Bauche rothgelb, ebenso an den Seitenrändern, die nach oben gebogen sind. Die Ecken hinter dem Kopfe zu beiden Seiten sind schneeweiß, da sie mit weißen Härchen besetzt sind. Sonst ist der ganze Körper schwarz. Die Flügel reichen bis an das Ende des Leibes, und wenn ihr auch nicht ahnen solltet, daß das Thierchen, das so ausgezeichnet auf dem Wasser schwimmt (besser: rutscht) und sehr gut auf dem Lande läuft, auch noch durch die Luft fliegen kann, so würdet ihr das bald einsehn, wenn ihr eine einzige Nacht die verschließende Tüll-Decke über dem Glase nicht fest händet. Am Morgen würdet ihr den Bachläufer am Fenster finden, durch welches er gern ins Freie möchte, und welches in der Nacht seine Flucht gehindert hat. Seine großen Augen auf beiden Seiten des Kopfes lehren ihn ganz genau, woher das Licht kommt.

Ihm nahe verwandt ist der Wasserläufer, aber größer und schlanker und mit längeren Beinen. Auch aus dieser Gattung habt ihr hier jetzt nur einen, den Sumpf-Wasserläufer (*Hydrometra paludum*), ein eben so guter Wasserrutscher, wie der vorige, wenn nicht noch schneller und gewandter. Er hat aber die Eigenthümlichkeit, gern in Gesellschaft zu leben; er ist ein Freund großer Versammlungen und gemeinschaftlicher Unternehmungen. Darum trifft ihr ihn im Freien stets mit vielen seinesgleichen beisammen, zu zehn, zwanzig, dreißig und mehr an einer Stelle des Wassers. Da sitzen sie schwebend auf der Oberfläche ganz still, bis plötzlich irgend eine Störung eintritt; nun fahren sie mit Blitzesschnelligkeit in großen Bogen nach allen Richtungen auseinander, tummeln sich einige Sekunden umher, um sich dann wieder, wenn die Fläche ruhig ist, aufs neue an einem Punkte zu versammeln. Könnt ihr ein recht großes Glas haben, etwa ein solches, wie für Goldfische, so daß ihr an der Seite einen hohen Stein mit kleinen Höhlungen hineinstellen



könnt, der über den Wasserspiegel hervorragt, so kriechen sie alle in die Höhlen hinein; sobald ihr aber mit dem Finger an das Glas tippt, schießen sie eiligst hervor, als fürchteten sie, das Haus möchte ihnen über dem Kopfe einstürzen, gerade so, wie die Leute in Mittel-Amerika, wo häufig Erdbeben sind, sobald ein solches stattfindet, aus ihren Häusern ins Freie stürzen, um wenigstens das Leben zu retten, falls das Haus durch das Erdbeben einstürzen sollte.

Die Gestalt des Wasserläufers ist ähnlich der des Bachläufers; auch bei ihm ist der Leib wie ein Schiff unten rund, oben platt, lang und schmal; das Halschild hat drei Längsstreifen, vorn einige Knötchen oder Warzen, hinten einige Querstrieche; der Leib läuft hinten in zwei deutliche Spitzen aus und ist, wie auch der übrige Körper, dunkelbraun oder schwärzlich, mit einer feinen hellen Linie auf jeder Seite.

Der dritte Gefelle dieses Bundes von Wasser- rutschern ist der schwächste von allen, der Teich- läufer (*Limnobates stagnorum*). Seine Beine sind fast gleich lang, während der Wasserläufer kurze Vorderbeine hat; seine Augen sitzen ganz zurück- geschoben am hintern Theile des sehr schmalen langen Kopfes, der vorn in eine Keule ausläuft, an deren Seiten zwei lange Fühler sitzen. Er ist ziemlich eben so groß wie der Wasserläufer, aber ohne dessen feine Behaarung, von Farbe auch schwärzlich, die Beine aber hellbraun; am Halse findet sich ein röthlicher Fleck. Auch er kann, wie die beiden andern Vorgänger, gut fliegen und seine Flügeldecken zeigen deutliche Längsstreifen. Sobald sich irgendwo nach dem Regen oder durch andre Ursache im Freien eine Wasserfläche findet, so könnt ihr sicher sein, daß noch an demselben Tage sich Wasser- und Teichläufer einstellen, um die neue Rutschbahn zu versuchen. Der Bachläufer liebt mehr die fließenden Gewässer, wo er denn, wie die Fische, gern gegen den Strom schwimmt.

Doch wir müssen nun tiefer gehn und die Oberfläche verlassen, also hinab in's Wasser. Die bisher genannten Thierchen können nicht tauchen; wenn sie mit Gewalt unter das Wasser gezwungen werden, so sind sie, sobald die Gewalt aufhört, gleich wieder oben, ohne daß eine Spur des Wassers an ihrem Rücken zurückbliebe. Sie kommen ganz trocken wieder empor und bedürfen weder Handtuch noch Bademantel, um sich damit abzureiben.

Aber alle die andern, die ihr hier seht, sind geborne Taucher; denen ist es im Wasser wohler, als an der Luft, und wenn ihr einen herausnehmt, so wird er ängstlich springen und schnappen, bis er

wieder in sein liebes Wasser gelangt. Welch feinen Spürsinn alle diese Taucher für ihr Element haben, will ich euch gleich zeigen. Ich nehme hier irgend einen der Schwimmkäfer heraus und trage ihn an das andre Ende des Zimmers. Nun gebt Acht! Er kriecht auf dem Tische oder dem Fußboden eine Weile hin, dann fliegt er auf, und wenn wir das Fenster verhüllen, damit nicht das Licht ihn lockt, so fliegt er gerades Wegs auf das Glas zurück, um ins Wasser zu gelangen. Er hat also Witterung von dem feinen Wasserdampf, der fortwährend durch den Tüll aufsteigt. Stellt ihr ein offnes Becken mit Wasser auf den Tisch, so fliegt er mit großem Behagen hinein.

Nun laßt uns diese Taucher näher ansehen. Ihr merkt gleich, daß sie in zwei große Gruppen zerfallen: die eine umfaßt lauter Käfer, die andre lauter seltsame Thiere mit mächtigen Rudern an der Mitte des Körpers, auf jeder Seite eines. Welche soll ich euch nun zuerst beschreiben? Die Käfer? oder die Ruderer? Sagt!

„Erst die Ruderer,“ sagt ihr, weil euch die gar so fremdartig aussehn und euch zu sehr an einen Kahn erinnern, der sich durch zwei lange Seitenruder fortbewegt. Nun erschreckt aber nicht, wenn ich ihnen keinen andern Namen geben kann, als den sie wissenschaftlich haben; es sind nämlich Wanzen. So heißen aber gar viele Thiere von solcher Gestalt, und die vorhin besprochenen drei zierlichen Läufer gehören auch dazu. Die Wasserwanzen haben als ihre nächsten Anverwandten auf der einen Seite jene Läufer, auf der andern die vielfältig von den Dichtern erwähnten Cikaden oder Zirpen. Mit diesen haben sie z. B. die kurzen Fühlhörner gemein, mit jenen die platt liegenden Flügeldecken. Ihr staunt, daß auch diese Wasserwanzen fliegen können; freilich! fliegen können sie alle, diese Wasserbewohner, mit Ausnahme der beiden, die wir zuletzt besprechen wollen, der Spinne und des Krebses. Diese Wanzen aber sind es, die ich vorhin meinte, als ich von Thieren mit scharfen Waffen sprach. Sie tragen alle einen sehr scharfen Stachel vorn am Kopfe, den sie aber, wenn sie ihn nicht gebrauchen, dicht an der Brust hinabschmiegen.

Im Augenblick der Noth ist aber ihre Waffe gleich bereit, und wird mit dem breiten dicken Kopfe wie ein Spitzhammer in den Feind hineingeschlagen. Ihr seht, sie sehen alle graugrün aus, so daß man sie im Schlamm kaum finden kann; sie haben aber auch alle bunt bemalte Flügeldecken. Sie sind grausame gefräßige Räuber, und wenn ihr nicht sehr viele Käfer u. dgl. habt, so werdet ihr gut



thun, den hier, den Schwimm-Meister, der die längsten Ruder führt und eben so oft, wenn nicht öfter, auf dem Rücken schwimmt als auf der Brust, ganz aus dem großen Glase herauszunehmen und in ein kleines besonders einzusperrn, denn er schont nichts; er greift selbst größere Schwimmkäfer an und sticht sie todt; er ist ein wahrer Räuber-Hauptmann, und fürchtet sich vor keinem seiner Genossen. Wir wollen ihn zuerst genauer ansehen.

Er heißt nach seiner Kunst: Rückenschwimmer (*Notonecta glauca*), und ihr seht ihn kaum eine Sekunde ruhen. Fortwährend fährt er wie ein Pfeil auf und nieder, hierhin und dorthin, an Schnelligkeit alle andern übertreffend. Der Rücken ist breit und in der Mitte, wo die Flügeldecken an einander stoßen, heben sich die Kanten derselben ein wenig, so daß er, da auch der Leib nach unten eine stumpfe Kante bildet, zwei Kiele hat, einen oben, einen unten. Die Brust ist hellbraun, der Kopf grau; auf dem Rücken zeigt sich gleich oben ein schwarzes Dreieck, außerdem eine Zeichnung von dunkleren Flecken auf dem graugrünen Grunde. Der Kopf erinnert durch die Breite seiner Stirn und die seitlichen großen Augen an den Stier; der Schnabel fängt schon ganz oben an und liegt flach bis auf die Brust. Auf dem Bauche, der sich aber auch ganz hornig anfühlt, seht ihr feines, silberglänzendes Haar, das immer trocken bleibt; der Silberglanz rührt von feinen Luftperlen her, die zwischen den Härchen liegen und die er athmet. Ist der Vorrath von Perlen verzehrt, hat er kein Silber mehr, so taucht er auf und im nächsten Augenblick ist er schon versorgt und stürzt sich ganz mit Silber und Glanz beladen, aufs neue in die Tiefe. Der hat's gut, werdet ihr meinen, daß es ihm so leicht wird, sich ganz in Silber zu kleiden — aber es ist ja nichts als leere Luft und eitel Schein. Das geht auf Erden öfter so, und nicht bloß bei den Wasser-Wanzen. Es schimmert und glitzert gar Manches, aber genauer besehn, ist's Sinnen-täuschung gewesen.

Uebrigens geht der Rückenschwimmer auch öfter auf längere Zeit aus dem Wasser, und ihr müßt ihm dazu Gelegenheit geben, indem ihr einige Stöckchen, oder ein kleines abgebrochenes Büschchen von einem Strauche in den Sand hineinsteckt; doch müßt ihr die Blätter vorher abpflücken, sonst verbergen euch diese zu viel von den Thieren. Natürlich müssen die Spizen über den Wasserspiegel hinausreichen. An diesen setzt sich dann der Rückenschwimmer fest, und putzt mit seinen langen Rudern sehr sorgfältig seinen Pelz, was sehr possirlich aus-

sieht. Stürzt er sich dann kopfüber ins Wasser, und stößt mit dem harten Kopfe gegen das Glas, so hört man einen eigenthümlichen klirrenden Ton. Nehmt ihr ihn ganz aus dem Glase, etwa mit Hilfe eines kleinen Löffels, und legt ihn auf den Tisch, so seht ihr, wie er seine beiden langen Ruder zum Fortschneilen gebraucht, und wie er gleich ganz bestimmt die Richtung nach dem Wasser hin einschlägt. Seine Purzelbäume und Kunststücke auf dem Trocknen sind zwar auch nicht zu verachten, doch sehen sie gegen seine Wasserkünste sehr ungeschickt aus.

Ihm am nächsten verwandt und ähnlich ist die Ruderwanze (*Corixa Geoffroyi*). Auch sie ist von derselben unnennbaren Farbe, wie ihr Vetter, aber im ganzen sieht sie heller aus, weil auf den Flügeldecken gelbe Punkte, und auf dem Halschilde gelbliche Wellenlinien sich finden. Auf der Unterseite ist sie vorherrschend gelbbraun mit einigen schwarzen Flecken. Ihr Rücken ist nicht mit einem Kiel versehen, daher schwimmt sie auch nur auf der Brust und gebraucht dabei den unegliederten breiten Vorderfuß mit großem Geschick. Sie ist unter ihren Verwandten eine der größten, da sie über zwölf Millimeter lang ist. Der Kopf ist auch rund und dick mit eben so breiter Stirn wie der des Rückenschwimmers.

Dagegen hat die gemeine Schwimmwanze (*Naucoris cimicoides*) einen kleinen Kopf mit sehr kurzen Fühlern dicht unter den Augen. Die kurzen Vorderbeine knicken sich so ein, daß die mit einer Klaue bewaffneten Schienen\*) sich an die stark behaarten Schenkel fest anlegen können. Mit diesen kräftigen Enterhaken holt sie ihre Beute heran. Auch ihre Flügeldecken sind grünbraun, aber glatt und glänzend, liegen auch nicht platt, sondern bilden eine flache Wölbung nach außen. Der Körper selbst ist völlig anders gebaut, als bei den beiden vorigen. Während der Leib des Rückenschwimmers fast so hoch als breit ist, und der der Ruderwanze ihm ähnelt, so ist hier der Leib fast dreimal so breit als hoch. Während jene also Schnellsegler sind, wie die sogenannten Klipper der Nordamerikaner (schmal und lang), ist diese, die Schwimmwanze, ein Flachboot, wie die Schiffe des Mississippi (sehr breit und flach bei nur vier Fuß Tiefgang).

Ein näher Verwandter der Schwimmwanze ist der Wasserfcorpion, der aber nicht mehr hier unter den Lebendigen anzutreffen ist. Er hält es im tiefen

\*) Bei den Beinen der Insekten heißt das oberste Glied Hüfte, das zweite Schiene oder Schienbein, das dritte, das wieder aus fünf Theilen besteht, Tarsus.



Wasser nicht lange aus und treibt sich daher meist nur an flachen Tümpeln im Schlamm herum, wo er langsam und schwerfällig nach Raub umherschleicht.

Ihr findet ihn leicht, denn er ist groß und leicht zu erkennen, und einige Zeit hält er es immer schon in eurem Glase aus. Nur müßt ihr beim Fange Geduld haben und euch nicht durch sein schmutziges Aussehen abhalten lassen, ihn mitzunehmen; denn von seiner dunkelbraunen Färbung ist wenig zu bemerken, da an dem rauhen Neufarn der Schlamm fest sitzen bleibt, und auch durch Abspülen sich nicht leicht entfernen läßt. Hier seht ihr ihn todt in der Käfersammlung und auch seinen Namen: *Nepa cinerea*. Worüber lacht ihr denn? Ueber den langen Schwanz, den er nachschleppt? Ja! das ist seine Luftröhre, durch die er athmet — aber nun lacht ihr ja noch ärger — ihr seht, daß die Natur eine Verrichtung auf mancherlei Weise vornehmen läßt. Während die drei obern Thierklassen am obern oder vordern Ende des Körpers athmen, athmen viele Thiere in der Mitte desselben, viele nur mit dem Hinterleib, und hier seht ihr sogar ein Thier, das durch den Schwanz athmet, indem es denselben, der halb so lang ist, als der Körper, aus dem Wasser heraus in die Luft streckt. Das ist freilich für die gewöhnliche Vorstellung vom Athmen ein Gegensatz; aber die Natur zeigt uns an diesem Beispiel, daß man eine Sache zuweilen auch am Hinterende anfangen kann, wenn es gerade so am besten geht. Es führen eben viele Wege nach Rom.

Hierher gehört auch noch die Nadelstorpion-Wanze (*Ranatra linearis*), die sich schon leichter im Glase hält, aber nicht eben häufig zu finden ist. Hier im Glase fehlt sie noch, aber ich will sie euch doch nennen und beschreiben, damit ihr sie mitnehmt, falls ihr sie findet.

Sie treibt sich gern in recht klaren stehenden flachen Teichen umher, wo sie auch, wie der Skorpion, auf dem Grunde umherschleicht mit ihren endlos langen dünnen Beinen, ein höchst mißgestaltetes Thier, das wie ein Spottbild des Teichläufers aussieht, aber von doppelter Größe ist, noch ohne die zolllange Athemröhre am Ende des Körpers zu rechnen.

Gehn wir nun von den Wanzen zu den Käfern über, so fallen euch die Niesen darunter zuerst in die Augen. Das sind die Wallfische in diesem Meer, während der Rückenschwimmer den Haißisch vertritt. — Im Allgemeinen seht ihr jedoch auf einen Blick, daß alle diese Käfer nach demselben Muster gebaut sind; alle sind, von oben gesehen, eiförmig und sehr regelmäßig abgerundet, alle sind etwas platt, der Bauch gekielt, der Rücken flach gewölbt; es sind

gut gebaute Schiffe. Die Rücken- und Bauchfläche stoßen in einer scharfen Kante, die den ganzen Körper umzieht, auf einander. Bei allen sind die Beine breit gedrückt und mit recht langen Borsten besetzt, besonders die Hinterbeine; zudem sind diese eigenthümlich nach hinten gebogen, so daß ihre Enden sich gegenseitig nähern, als wollten sie eine Zange bilden. Das kommt von dem steten Rudern; sie stoßen sich dadurch im Wasser fort, daß sie den Wasserkeil, der zwischen den Schenkeln liegt, mit diesen zusammendrücken. Ihr Schwimmen macht dadurch einen andern Eindruck, als das der Wanzen, weil diese die Ruder ganz seitlich ausstrecken können, bis sie rechtwinklig vom Körper abstehn, ja sogar darüber hinaus einen stumpfen Winkel mit dem Hinterleib machen, als wollte ein Seiltänzer seine Kniee seitlich fast an die Schultern legen. Dadurch aber erinnert das Schwimmen der Wanze immer an die Fortbewegung eines Rahnes durch zwei Seitenruder; der Käfer aber, dessen Hinterbeine auch nicht so in die Augen fallen wegen ungewöhnlicher Größe, ist ein Schwimmer im gewöhnlichen Sinn. Er schwimmt kunstgerecht; nur einige von den kleinen bewegen die Hinterbeine nicht zugleich, sondern abwechselnd; das ist aber nicht etwa, wie bei uns in der Schwimmschule, ein Kunststück, sondern sie können nicht anders; sie sind von Natur Wasserstreter. Aber Eins ist ihnen allen gemein: ihr seht, sie kommen, jeder für sich, nach einiger Zeit des Umhertreibens in der Tiefe, an den Wasserspiegel empor, strecken die Spitze des Hinterleibs ein wenig heraus, und fahren dann wohlgemuth mit einer glänzenden Luftperle wieder hinab in die Tiefe, bis nach einiger Zeit die Perle sich losreißt und an die Oberfläche hinaufschwebt. Bald darauf kommt aber auch der Käfer herauf, macht wieder seine eigenthümliche Stellung dicht unter dem Wasserspiegel, Kopf unten, Hinterleib oben, saugt mit diesem recht bedächtig und behaglich Luft und nimmt, wenn er sich satt getrunken, noch einen Vorrath mit auf die nasse Reise. Da seht ihr ein ähnliches Verfahren, wie vorhin beim Wasserstorpion, nur hier ohne besondere hervorstehende Athemröhre.

Diese Schwimmkäfer halten sich sehr gut im Glase, da sie von Natur fast alle in stehenden Gewässern leben. Zur Nahrung gebt ihr ihnen etwas Fleisch, und ihr mögt dann leicht beobachten, wie zwei von ihnen einen solchen Bissen auf beiden Seiten anfassen und mit ihm in die Höhe schweben bis zur Oberfläche des Wassers. Von den großen Arten bringt auch einer allein dieß zu Stande, wenn auch das Stück größer ist, als er selbst.



Fleisch ist überhaupt die Nahrung für alle bisher genannten Thiere. Sie gehören also zu den Raubthieren schon der Nahrung wegen. — Damit aber das Gefäß im Zimmer nicht störend werde, müßt ihr das Wasser und das Fleisch im Sommer täglich, im Winter alle zwei Tage erneuern, indem ihr ein altes Stück Tüll über das Glas bindet, und so das Wasser langsam abgießt, damit keiner der Räuber

aus eurer Menagerie entweichen kann. Auch der Sand muß von Monat zu Monat erneuert werden.

Wir könnten nun zur Betrachtung der einzelnen Käfer übergehn, doch denke ich, wir ersparen uns dieß bis zur nächsten Nummer. Vielleicht habt ihr bis dahin schon eine Anzahl derselben gefangen, und könnt sie dann mit der Beschreibung vergleichen. Also auf Wiedersehn! —

## Aus den Wiegenliedern

von

Karl Simrok.

Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch.

Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!



Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein,  
Die ganze Welt ist dein,  
Die Erd' und ihre Herrlichkeit  
Sind nicht zu groß für dich  
und weit:

Schlaf ein!

Schlaf ein, mein Kind,  
schlaf ein,  
Die ganze Welt ist dein,  
Dein ist das viele rothe Gold,  
Das in der Erde Atern rollt:  
Schlaf ein!

Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein,  
Die ganze Welt ist dein,  
Dein ist die edle Wissenschaft,  
Dein aller Künste Wunderkraft:  
Schlaf ein!

Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein,  
Die ganze Welt ist dein  
Und alle Herzen auch dazu:  
So lieg und schlaf in süßer Ruh,  
Schlaf ein!

Nun wollen wir wiegen.



Nun wollen wir wiegen  
Und singen dazu,  
Das Kindlein soll liegen  
In seliger Ruh,  
Mit weißen Gewändern  
Fein künstlich gestickt,  
Mit seidnen Bändern  
Zum Feste geschmückt.

Was träumt wohl der Holde?  
Er träumt sich noch wach  
Von blinkendem Golde:

Schon greift er danach.  
Ihm hat den Ducaten  
Der Vater verehrt,

Nebst blei'rnen Soldaten  
Zu Fuß und zu Pferd.

Bald träumt er von Städten,  
Von Häusern und Thurm,  
Die hellen Trompeten,  
Sie blasen zum Sturm.  
Nun zieht mit Gepränge  
Der Sieger hinein,  
Die Straße wird enge,  
Das Städtchen zu klein.

Auf Felsen sich wagen,  
Durch Dickicht und Dünn  
Den Schmetterling jagen  
Ist süßer Gewinn.  
Mit glitzerndem Steine,  
Mit seltenem Laub  
Bereichern die Schreine  
Ist köstlicher Raub.

Schon führet ihn weiter  
Prophetischer Traum:  
Die schwankende Leiter,  
Sie zeigt auf den Baum.  
Die Früchte sie winken  
Und locken hinauf;  
Da schlagen die Hinken  
Mit Triller und Lauf.

Im Knabengewähle  
Wie raffelt die Schlacht,  
Im kindischen Spiele  
Vollführt und erbacht.  
Sie wanken, sie weichen;  
Der Sieger ist gut,  
Doch trägt er zum Zeichen  
Die Feder am Hut.

Bald schlägt seine Theses  
An's Brett der Student  
Und prangt noch als Präses  
Im Burschenconvent.  
Das Pauken ist Sünde,  
Das läbe du nicht!  
Die Schmarre mißstünde  
So lieben Gesicht.





Von

**Georg Scherer.**

1.

Noch nie sprach meine Zunge, wie ihr wißt,  
Obwohl sie leicht und schnell beweglich ist;  
Doch ward durch sie schon mancher Streit entschieden,  
Und die Parteien waren stets zufrieden.  
Ungleichheit haß' ich und ruh' eher nicht,  
Als bis ich sie gebracht in's Gleichgewicht;  
Drum bin ich auch seit altersgrauer Zeit  
Das Bild der Gleichheit und Gerechtigkeit.

2.

Zwei Füße hat der faule Knecht,  
Doch geht er nicht und kriecht nur schlecht;  
Den Rachen, drin kein Zahn zu sehn,  
Hat er beständig offen sehn,  
Weil er vor langer Weile gähnt,  
Auf seinen stumpfen Schwanz gelehnt.  
Und doch, heimtückisch fällt er gern  
Von hinten an den eignen Herrn:  
Du trittst ihn mit dem einen Fuß,  
Das ist ihm weiter kein Verdruß —  
Er hat sich fest in den andern verbissen,  
Bis er ein Stück dir vom Leibe gerissen.

3.

Man sieht uns Brüder stets zu zweien  
In edlem Wettstreit wandern,  
Denn jeder will der erste sein;  
Doch kann er ohn' den andern  
Nicht fort und wartet kurze Frist,  
Bis jener wieder bei ihm ist,  
Läßt ihn wohl auch ein Stück voran  
Und überholt ihn rasch sodann.  
Und kommen müde sie nach Haus,  
Dann strecken sich die beiden Brüder  
Einträchtig auf das Lager nieder  
Und ruhen auch zusammen aus.  
Nur leider sind die beiden blind;  
Zuweilen kriegt wohl einer Augen,  
Die aber nicht zum Sehen taugen  
Und ihm nur höchst beschwerlich sind.

Von

**Karl Reinhold.**

1.

Der Erd' entspringt er;  
Vom Himmel schießt er;  
Am Hofe schmückt er;  
Im Haus beglückt er;  
Dem Schiff nicht fehlt er;  
Viel Brüder zählt er;  
Nennt eine Welt sich  
Und trägt und hält dich.

2.

Als es ein Esel getragen,  
Da ward es schmäzlich geschlagen;  
Doch als der Esel gestorben,  
Hat's große Ehr' erworben;  
Die ist bis heut ihm geblieben,  
Weil es ein Weiser beschrieben.

3.

Viel Gäste groß und klein  
Gehn in ein Haus hinein,  
Doch niemals aus dem Haus  
Ging noch ein Gast heraus.

**Dreifarbige Charade.**

1 und 2.

Der ist's, der wandelt auf der Ehre Pfad  
Und willig ist zu jeder guten That,  
Gemeines haßt, nach hohem Ziele strebt  
Und freudig für das Wohl der Brüder lebt.

3.

Schneeflocken sind's, die Blüthen an dem Strauch,  
Oft sind's die Lilien, oft die Rosen auch;  
Der Unschuld Farbe ist's und auch vielleicht  
Die deines Haars, wenn es das Alter bleicht.

Das Ganze.

Ein schmucklos Blümlein ist's, doch hoch geehrt;  
Daß schwer es zu gewinnen, giebt ihm Werth;  
Und wie es an der Hirtin Wieder ruht,  
So schmückt es auch des Gensjägers Hut.





von

Robert Löwike.

		1			
	G	r	o	l	L
	r	a		e	u
2	u		t		c
	f	i		t	i
	T	u	l	p	e.
			4		

Wenn Du Dir, lieber Leser, die oben stehende Wortfigur ansiehst, wirst Du bald finden, daß sie sechs Wörtchen enthält, von denen jedes fünf Buchstaben hat. Nennen wir das oberste Wort (Groll) das erste, das links stehende (Grust) das zweite, das rechts stehende (Lucie) das dritte, das unterste (Tulpe) das vierte, das von links oben nach rechts unten zu lesende (Gatte) das fünfte und das von links unten nach rechts oben zu lesende (Titel) das sechste Wort.

Das erste enthält die Anfangsbuchstaben für das zweite, dritte, fünfte und den Endbuchstaben für das sechste. Das zweite enthält die Anfangsbuchstaben für das erste, vierte, fünfte und sechste. Das dritte enthält die Endbuchstaben für das erste, vierte, fünfte und sechste. Das vierte enthält den Anfangsbuchstaben für das sechste und die Endbuchstaben für das zweite, dritte und fünfte. Das fünfte enthält die Anfangsbuchstaben für das erste und zweite und die Endbuchstaben für das dritte und vierte und den mittleren Buchstaben für das sechste. Das sechste enthält die Anfangsbuchstaben für das dritte und vierte und die Endbuchstaben für das erste und zweite und den mittleren Buchstaben für das fünfte Wort.

Wenn Du nun, lieber Leser, mir solche Wortfigur rathen willst und eins der Wörter schon gefunden hast, so thust Du gut, es gleich an die betreffende Stelle, welche die Musterfigur angiebt, hinzuschreiben. Beachte dann wohl, daß das gefundene Wort Anfangs- oder End- Buchstaben für mehrere der anderen Wörter enthält, und daß jedes der zu suchenden Wörter fünf Buchstaben hat. Auf die Reihenfolge, in welcher die sechs Wörter einer solchen Wortfigur gesucht werden, kommt es durchaus nicht an.

Rathe nun, lieber Leser, folgende Wortfiguren.

I.

Das erste Wort nennt Dir etwas, das zum Schmuck der Mädchen und Frauen dient und das aus der Tiefe der

Meere heraufgeholt wird. Das zweite ist ein hoher Titel, das dritte ein Mädchen-Vorname, das vierte der oberste Theil eines Schlosses oder einer Vertheidigungsmauer. Das fünfte ist ein Baum, welcher in den Tropengegenden wächst und wegen seines majestätischen Buchses und seiner anmuthigen Form berühmt ist. Das sechste ist ein Name für ein kleines Gemach, welches im Kloster, im Gefängniß und auch im — Vienenstock zu finden ist.

II.

Das erste Wort nennt Dir einen schönen deutschen Strom, welcher in der Schweiz entspringt; das zweite einen schönen Strom, welcher in der Schweiz entspringt und dann durch Frankreich fließt. Das dritte ist ein Ding aus Eisen gefertigt, welches zwar einen Kopf, aber keine Hüfte hat. Das vierte ist ein Name für Wesen, welche höher und vollkommener als Menschen, zuweilen von Erz, oft auch mit Erz zu finden sind. Das fünfte ist ein Geräth, welches meistens in Bibliothekszimmern, Waarenräumen und Küchen anzutreffen ist. Das sechste ist ein Knaben-Vorname.

III.

Das erste Wort ist eine schöne Stadt Ober-Italiens, die Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens, auch an einem Flusse gleichen Namens liegend. Das zweite ist ein Land, welches früher groß und mächtig war, jetzt aber schon lange seine Selbständigkeit verloren hat. Das dritte ist ein Wort mit verschiedenen Bedeutungen. Es ist entweder der Name eines Riesen der griechischen Sagen, oder ein Gebirge Afrika's oder ein Schulbuch, welches oft so groß ist, daß es in der Mappe nicht Platz hat, sondern unter dem Arme nach der Schule getragen werden muß. Das vierte ist eine der Cycladischen Inseln im Aegäischen Meere; das fünfte eine Hauptstadt, eine der größten Städte von Europa. Das sechste ist eine Stadt in Ungernland, im nordwestlichen Rußland, welche durch einen großen Sieg der Schweden berühmt geworden ist.

IV.

Das erste Wort ist der Name einer Prinzessin in einem Schiller'schen Drama. Das zweite ist eine Flüssigkeit, welche neben Senf, Salz und Pfeffer auf der gedeckten Tafel figurirt. Das dritte ist der Name eines bedeutenden Nebenflusses auf der rechten Seite der Donau. Das vierte ist ein Raubvogel; das fünfte ein Gefäß; das sechste ein Ding, welches man zwar nicht zum Zeichnen selbst braucht, das aber doch jedem Zeichner unentbehrlich ist.





## Auflösung der Räthsel in vorigem Hest.

### I. Räthsel von Karl Reinhold.

1. Wochentage.      2. Grab.      3. Hut.      4. Bär.      5. Weinberg.

### II. Räthselfrage von Ottilie Wildermuth. Drescherlied.

### III. Räthsel von Friedrich Oldenberg. Stimme.      Stumm.

### Auflösung der Knackmandeln in vorigem Hest.

1. Das Schlachtfeld war 12 Meilen von Paris entfernt.      2. Die gedachte Zahl heißt 257.  
3. Die gedachte Zahl heißt 142,857.

## „Keine Ruh bei Tag und Nacht.“

Von

Fedor Flinzer.



O, dieses ew'ge Chikaniren!  
Aufwarten muß ich, apportiren,  
Schildwache vor der Thüre stehen,  
Mich als Tanzmeister lassen sehen,  
Das Würstlein riechen, doch nicht fressen,  
Klink holen, was der Herr vergessen,  
Den Stock bald, bald die Mütze tragen,

Die Hühner aus dem Garten jagen —  
Und dafür schwarzes Brot als Futter,  
Kaum Salz genug, nur Sonntags Butter;  
Und jetzt, wo mich beschleicht der Schlummer,  
Noch diese läst'gen, großen Brummer,  
Vor deren Stachel ich muß beben:  
Das nenn ich doch ein Hundeleben!

Carl Reinhold.